Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)



Virginia und Magdalena

oder

die Milchschwestern.

Ein Roman

von

Emma D. E. N. Southworth,

Verfasserin von „Clifton's Fluch", „die Schwiegermutter",
„die verstoßene Tochter" u. s. w. u. s. w.

Deutsch

von

Dr. Ernst Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig, 1856.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.



Erstes Kapitel.

Das Scheiden.

Das Ende der Saison kam näher. Joseph hatte seine Prüfung mit Glanz bestanden und war zu der Praxis zugelassen worden. Der Richter Washington hatte ihn vielen seiner Freunde vorgestellt, die Männer von großem Einflusse waren; er hatte auch eine hübsche möblirte Wohnung für ihn bei der Wittwe einer seiner alten Universitätsfreunde gemiethet, und als er so auf bequeme Weise für ihn gesorgt hatte, bereitete er sich vor, mit seiner Familie nach Prospect Plains zurückzukehren. Virginia hatte gleich anfangs gehört, daß Joseph in der Stadt bleiben solle, aber Ginnie war zur Heiterkeit und zum Frohsinn gestimmt, sah alle Dinge von der heiteren Seite an, war mit vielen neuen Gegenständen beschäftigt und interessirte sich für Magdalenens Schicksal und so dachte sie noch nicht an den Schmerz und Kummer,

den ihr das Scheiden am Ende der Saison von Joseph verursachen würde. Als aber dieses Scheiden kam und der Lastwagen mit allen Koffern und Kisten beladen und von zwei starken Maulthieren gezogen, von der Hinterthür des Hauses wegrollte, als die Familie sich in Reisekleidern im Vorsaale versammelt hatte und Joseph als der einzige dastand, der zurückbleiben sollte, nahm Virginia anfangs scheinbar mit geringer Gemüthsbewegung von ihm Abschied; aber nachdem Magdalena ihn geküßt, der Richter und Sir Clinton Carey ihm die Hände gereicht und sie selber in den Wagen gehoben werden sollte, riß sich Ginnie plötzlich los, eilte zurück, warf ihre Arme um Joseph's Hals, drückte ihr Gesicht an seine Brust, ohne auf alle die Augen zu achten, die auf sie gerichtet waren und gab sich einem heftigen Ausbruche des Kummers hin. Joseph erhob seine Augen einmal zu dem Richter Washington, als wollte er sagen: „Lassen Sie mich nur! Vertrauen Sie mir!" und dann schloß er Ginnie in seine Arme und drückte seine Lippen auf ihre Stirn.

„Komm, meine Liebe," sagte der Richter Washington, als eine volle Minute vergangen war.

„Lebe wohl, theuerste Schwester," sagte Joseph, der sie sanft von sich zu entfernen suchte; aber Ginnie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und hielt sich verzweifelt an seinem Halse fest, denn sie fühlte erst jetzt, was es hieß, sich von Joseph zu trennen.

„Komm, komm, mein liebes Kind," sagte der Richter zum zweiten und dritten Male, als Ginnie ihm unter krampfhaftem Schluchzen zuflüsterte:

„Führe Du mich selber zum Wagen, ich werde so schwach! Hebe mich in den Wagen, Joseph! Verlaß mich nicht eher, als bis der Wagen davonrollt. Dann stehe in der Thür, bis er Dir aus den Augen ist, und ich will so lange aus dem Fenster blicken, wie ich Dich nur sehen kann, theuerster Joseph!"

Joseph hob sie auf seinen Armen empor und setzte sie in den Wagen.

„Gott segne Dich! O! Gott segne Dich, Joseph!" sagte sie innig, und dies wiederholte sie mehrmals laut, während sie mit ihrem Taschentuche aus dem Fenster wehte, so lange sie ihn sehen konnte, und noch oft in ihrem Herzen, als der Wagen schon aus der Stadt gerollt war. Dann sank Virginia in die Ecke des Wagens zurück und weinte hinter ihrem Schleier. Magdalena faßte und drückte von Zeit zu Zeit ihre Hand, doch enthielt sie sich aller anderen Bemühungen, sie zu besänftigen. Der Richter Washington und Sir Clinton Carey beachteten sie aus Delicatesse oder Politik oder auch aus beiden Gründen nicht, sondern ließen sich in leisem Tone auf eine ernste politische Unterredung ein. In der kleinen Stadt Warsaw, wo sie anhielten, um zu Mittag zu speisen, konnte Ginnie nichts essen. In Heathville, wo sie anhielten, um zu Abend zu speisen und zu über-

nachten, trat Ginnie, schwer auf Magdalenens Arm gestützt, in ihr Zimmer und lag die ganze Nacht wach und weinend an dem Busen ihrer Schwester.

Auf alle Worte der Theilnahme und des Trostes von Magdalena antwortete sie:

„O, Lena! ich wußte nicht, wie es sein würde, ehe ich es fühlte! Ich fürchtete es nicht! aber jetzt ist es mir, als wäre die eine Hälfte meines Lebens dahin! Mein ganzes Herz und meine Gestalt sinkt dahin, Lena, und mein Kopf schlägt so schrecklich! Giebt es irgend Etwas in der Welt, was eines solchen Leidens würdig ist?"

Am nächsten Morgen waren ihre Augen sehr entzündet, ihre Schläfe heiß und ihre Adern schlugen schnell und voll. Der Richter Washington war beunruhigt. Er konnte sich anfangs nicht entschließen, ob er dableiben sollte, wo er war, oder mit der möglichsten Schnelligkeit nach Hause eilen solle. Er entschloß sich zu dem Letzteren, da sie nur noch eine kurze Tagereise von Prospect Plains entfernt waren. Sie kamen früh am Abend des fünften März dort an und Virginia wurde aus dem Wagen gehoben und sogleich zu Bette gebracht. Doctor Mac Arthur wurde gerufen, aber wie es auf dem Lande gewöhnlich ist, wenn man eines Arztes am meisten bedarf, war er nicht zu finden. Die ganze Nacht wachten der Richter Washington und Magdalena an Ginnie's Bette, deren Gehirn furchtbar zwischen Vernunft und Wahnsinn

kämpfte. Sie versank in einen unterbrochenen fieberhaften Schlummer, hörte geliebte Töne in ihren Träumen, fuhr empor und fragte dann:

„War das Joseph, der da sprach? Sind wir zurückgekehrt? Sind wir wieder im Stadthause?" Und dann bewies ein heftiger Ausbruch des Kummers, daß die Vernunft auf einen Augenblick zurückgekehrt war. Am Morgen kam Doctor Mac Arthur und bei seiner geschickten Behandlung legte sich das Fieber bald und die drohende Entzündung des Gehirns wurde verhindert.

„Dies wird bald vorüber sein, mein Herr! Diese glühenden und sanguinischen Temperamente, welche die Gemüthsbewegung anfangs so heftig fühlen und ausdrücken, erschöpfen ihre Heftigkeit bald und genesen. Ihre kleine Tochter wird sich nicht mehr tödten, da sie es bis jetzt noch nicht gethan hat," sagte Doctor Mac Arthur zu dem Richter, der ihn zu seinem Vertrauten gemacht hatte. Der Erfolg bestätigte seine Worte, doch Virginia blieb einige Tage auf ihr Zimmer beschränkt, während welcher Zeit Sir Clinton Carey einen Brief erhielt, der ihn zu einer Unterredung mit dem britischen Gesandten nach Washington rief — und er sprach jetzt seine Absicht abzureisen aus.

Wenden wir uns jetzt zu Magdalena. Der Strom ihres äußeren Lebens war seit den letzten zwei oder drei Monaten, seitdem ihr Großvater sie ver-

leugnet hatte, langweilig und einförmig genug dahingeflossen. Aber rasch und ungestüm, beständig durch neue, verschiedene, höchst bittere und demüthigende Erfahrungen dahingehend und neue Entdeckungen machend, war der Strom ihrer Seele donnernd weiter gerauscht.

Magdalena stand vor ihrer Staffelei, aber ihr Gegenstand, der Tod des Marmion, kam nicht weiter unter ihrer Hand. Sie sann nach — welches mochte die Bedeutung von Sir Clinton Carey's seltsamen Benehmen gegen sie sein? Ihre Erfahrung im Leben gab ihr ebenso wenig wie ihre Belesenheit eine Lösung dieses Räthsels. Sein Benehmen gegen sie war das der völligen Vernachlässigung und des Uebersehens. Selbst in Richmond hatte er keins ihrer Worte oder Handlungen beachtet — sich nie in der Unterredung an sie gewendet — weder durch Wort noch Geberde die geringste Anerkennung ihres Daseins gegeben; doch wie oft, wenn das Gesellschaftszimmer gefüllt und sie weit von ihm getrennt war, begegnete sie seinen dunklen Augen, die voll auf die ihrigen gerichtet waren — und mit welcher Sprache? wie viel sagten sie! welche Liebe, welche Verehrung, welches Vertrauen drückten sie aus und flößten sie ein! wie deutlich, wie eindringlich, wie beredt sagten diese Augen: „Glaube an mich, Magdalena! Ich liebe Dich! ich verehre Dich! Doch es darf nicht scheinen, als ob ich Dich sehe! Ja, Magdalena, wundere Dich über mich, wenn Du willst, aber glaube an mich und liebe mich!"

So erklärte sie sich seine Blicke und so träumte, so glaubte und liebte sie. Die Unerklärlichkeit selber war das Irrgewinde, welches die Einbildungskraft und das Herz des unglücklichen Mädchens schneller, sicherer und unheilvoller in den Wirbel zog. Sie gab sich dieser neuen Lebensfreude hin. Sie kannte ihren eigenen Stolz und Ehrgeiz — sie kannte seine unbeugsame Anmaßung; doch aufgeregt und berauscht, geblendet und verwirrt, fürchtete sie nie, wie dies Alles enden würde. Ihre Pläne waren jetzt alle vergessen. Sie empfand keine Langeweile mehr, keine Leerheit, keinen Lebensüberdruß, kein unbestimmtes Verlangen nach — sie wußte nicht was! Nein! alle Gefühle, Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen gingen in einem großen Bedürfnisse der Liebe unter! „O, ja! o, ja!" dachte sie, „es haben mir viele Dinge gefehlt" — Reichthum, Luxus, Rang und Ruhm! aber jetzt, jetzt wünsche ich nichts als Liebe! eine ausschließliche Liebe! eines Mannes ganze Herzensliebe. Alle Bedürfnisse gehen darin unter! und trotz dieser eisigen, halsstarrigen Gleichgültigkeit — trotz dieser seiner studirten Vernachlässigung und Verachtung muß und will ich sie gewinnen! Ja, hungern und dürsten will ich um diese Liebe — ich will sie haben und wäre es die verbotene Frucht selber, die den Tod bringt! Ach! einmal geliebt zu werden! einmal ausschließlich geliebt zu werden und dann zu sterben mit der Erinnerung in meinem Herzen!"

Während der letzten Tage seines Aufenthalts in Prospect Plains war sein Benehmen nur noch unerklärlicher geworden. Wenn er vorher nur nachlässig gewesen, so war er jetzt kalt, ruhig und beleidigend. Er nannte sie sogar Magdalena — nicht zärtlich, wie die Busenfreundin seiner Cousine, sondern hochmüthig, wie er Miß Washington's Mädchen Coral genannt haben würde. Ja noch mehr — er forderte mit völliger Gleichgültigkeit kleine Dienste von ihr — als ihm seine Handschuhe, seinen Hut oder seinen Stock zu reichen, oder er empörte Virginia, die jetzt zuweilen Mittags herunter kam, um einen Spaziergang zu machen, indem er Magdalena abschickte, Miß Washington's Shawls oder Hut zu holen. Selbst diese kalte Unverschämtheit beleidigte, entmuthigte oder erschreckte Magdalena nicht. Ich wiederhole, daß sie keinen Stolz besaß, wo ihre Neigungen im Spiel waren. Es steht geschrieben: „Die völlige Liebe treibt die Furcht aus.“ Es ist auch ebenso wahr, daß die vollkommene Liebe den Stolz austreibt. Sie fühlte überdieß, daß sie seiner völlig würdig sei — daß er sie lieben müsse, wenn er sie recht kenne — daß er sie lieben müsse, so wie sie ihn liebe, wenn er ihren Geist und ihr Herz kenne, wie man sie nur in dem vertrauten Umgange des häuslichen Lebens kennen lernen könne. Diese ganze Zeit über schien Magdalena mit jenem verfeinerten Tact, welcher keine List oder Schlauheit ist, aber derselben sehr gleicht — mit jenem Tact, womit

einige Frauen sich nach dem Ideal bilden können, welches der Mann, den sie lieben, aufstellt — das Muster alles dessen, was Sir Clinton Carey an den Frauen am meisten verehrte. Dennoch wurde sein Benehmen gegen sie, wie schon erwähnt, täglich arroganter und unerklärlicher — und in der That war es nur vermöge seiner anscheinenden Gleichgültigkeit, daß Magdalena überhaupt ihre Fassung behaupten konnte; denn, wenn er zufällig in einem gemilderten Tone mit ihr sprach, so erbebte ihr Herz, die Stimme versagte ihr und ihr ganzes Gesicht wurde von Erröthen übergossen.

Endlich kam der Tag von Sir Clinton Carey's Abreise. Er hatte schon am Abend vorher von der Familie Abschied genommen, um sich vor Sonnenaufgang auf den Weg zu machen und die Post von St. Leonard zu benutzen. Seit Virginia's Krankheit hatte Magdalena die ausschließliche Aufsicht über die Angelegenheiten des Haushalts, und war von der Familie gewöhnlich zuerst auf. An diesem Morgen war sie bei Tagesanbruch aufgestanden, und zwar aus zwei Gründen — erstens, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte und zweitens, weil tief in ihrem Herzen, unerrathen, oder wenigstens nicht anerkannt, der Wunsch verborgen lag, Sir Clinton Carey vor seiner Abreise noch einmal wiederzusehen. Sie trat in das getäfelte, roth ausmöblirte Besuchzimmer, wo es in Folge des Feuers vom vergangenen Abend noch hübsch

warm, wenn auch dunkel war. Magdalena stand am Kamin, neigte ihre Stirn und ließ sie an dem marmornen Gesims ruhen, in einer Stellung des düsteren Nachdenkens, die ihr eigenthümlich war. Die Diener waren noch nicht in Bewegung und das Haus sehr ruhig, als sie die Thür leise aufgehen, einen Schritt durch's Zimmer kommen hörte und Sir Clinton Carey neben sich erblickte. Sie hatte seinen Eintritt erwartet und gewünscht, aber jetzt drückte sie das Bewußtsein dieses Wunsches wie ein Gefühl der Schuld darnieder — sie, das starke und gefaßte Mädchen wurde matt vor Ohnmacht und Furcht, als sie ihre Augen zu seinem Gesichte erhob und sich zum Morgengruße verneigte. — Was lag in jenem Gesichte, was alles Blut in ihre Wangen sendete und es rasch wieder zurückführte? Sie sah ihm einen Augenblick in's Gesicht, worauf er sich auf ein Knie niederließ und ihre Hand faßte. Ja! er, der stolze, übermüthige Mann, dessen Verachtung mehr als Alles auf Erden ihrem stolzen Geiste das Bewußtsein ihrer demüthigen Lage eingeflößt hatte — er kniete zu ihren Füßen, hielt ihre Hände in den seinigen und erhob seine Augen mit tiefem Ernst, mit lebhafter Seelenqual zu den ihrigen.

„Magdalena!“ sagte er, und schon dieser musikalische Ton der Beredtsamkeit drückte sehr viel aus. Sie war sehr aufgeregt und ihre Stimme versagte ihr gänzlich, nachdem sie gesagt:

„Stehen Sie auf! O, stehen Sie auf!“

Dabei faßte sie unwillkürlich seine Hände, als wollte sie ihm emporhelfen. Er ließ seinen Kopf einen Augenblick auf diese Hände sinken und schauderte an allen Gliedern.

„Magdalena! meine Verehrung! mein Schrecken!"

„Auf, auf, um des Himmelswillen auf!" sagte sie mit Anstrengung.

„Nein, meine Königin, nein!" sagte er, seinen Kopf erhebend. „Hier will ich mein Geständniß ablegen! Hier zu den Füßen derjenigen, die ich verehrte, während ich sie zu verachten schien! Magdalena, erinnern Sie sich dessen von dem ersten Augenblicke an, wo ich Ihnen begegnete? — Es war nicht, was man eine malerische oder interessante Stellung nennen konnte — es war am Abend im Gesellschaftszimmer, ehe die Lampen angezündet waren; Sie standen vor dem Feuer, aber hatten sich eben niedergebeugt, um ihren Schuh zu knüpfen oder etwas aufzuheben, als ich mich Ihnen näherte. Sie erhoben Ihre Augen, die in dem ersten vollen Blicke den meinigen begegneten — und Magdalena, diese Ihre vollen, dunklen Augen trafen sogleich die electrische Kette meines Daseins — ich erzitterte bis in das Innere meines Herzens! Es war so dunkel, daß wir es nicht sehen konnten. Sie sprachen und hießen mich willkommen, und Magdalena, Ihre Stimme übte denselben Zauber, wie Ihr Blick. Seit jener Zeit, Magdalena, hat sich mein ganzes

Wesen mächtig und unwiderstehlich zu Ihnen hingeneigt! Magdalena, ich habe gesucht, indem ich Sie vermied, indem ich Sie abstoßend behandelte, der anziehenden Kraft Ihres Geistes entgegenzuwirken oder sie wenigstens zu schwächen. Magdalena, ich habe während der Zeit unserer Bekanntschaft nur selten gewagt, Sie anzusehen oder mit Ihnen zu reden, und selbst da wurde meine ganze Seele wie von einem Sturm erschüttert, doch immer, Magdalena, waren Sie an meiner Seite; schlafend oder wachend, bei Nacht oder bei Tage verfolgten Sie mich und brachten mich zum Wahnsinn! Magdalena! mein Geschick! Ich war im Begriff abzureisen und keine Zeichen zurückzulassen! Sie haben es anders gewollt! Sei es so! aber jetzt hören Sie mich an! Meine Liebe und die Ihre ist vergeblich! Ich bin arm, ja sehr arm, Magdalena! Mein christlicher Vater, beleidigt von meinen freien Gedanken und Ansichten, enterbte mich, soweit er dazu im Stande war und hinterließ seine ganze Besitzung meinem jüngeren Bruder — so daß ich nur den kahlen Titel erhielt, dessen er mich nicht berauben konnte. Ja, Magdalena, ich bin arm, und Sie sind es auch! Ich bin ehrgeizig und Sie ebenfalls! Wir müssen Beide Auszeichnung erlangen, oder vielmehr Sie und ich müssen zur Größe gelangen, aber nicht zusammen! Magdalena! so sehr wir einander lieben — denn ich will mich nicht stellen, als wäre ich unbekannt mit Ihrem Herzen — so sehr wir einan-

der lieben, so würden wir doch gegenseitig unserem Ehrgeize hinderlich sein!"

Während dieser Rede hatte Magdalena jene hohe Selbstbeherrschung erlangt, die nur er zu stören vermochte. Indem sie ihre Hand zurückzog, war sie im Begriff zu sagen:

„Sir Clinton, ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit," aber als Sie seinen Augen begegnete, so beredt von Liebe, Kummer und Ehrerbietung, sagte sie wie außer sich, denn wie hätte sie sonst ihre mädchenhafte Schüchternheit vergessen können:

„Ich denke Sie irren; warum sollten wir nicht zusammen zum glücklichen Erfolge gelangen können? Wenn es nicht so wäre — wenn Jedes nur gesondert von dem Andern glücklichen Erfolg erringen könnte, wäre da nicht der Preis zu theuer für diesen Erfolg?"

„Das ist die Logik der Jugend und des weiblichen Geschlechts, theuerste Magdalena!"

„Es ist Wahrheit!"

„Vielleicht, aber eine Wahrheit, weshalb Sie mich in zehn Jahren hassen würden, wenn ich sie befolgte! und Magdalena," sagte er, indem er sehr blaß wurde, „ich bin mit einer Anderen verlobt!"

Magdalena ballte ihre Hände, preßte ihre Lippen zusammen und ihre Stirn wurde sehr blaß, indem sie sagte:

„Wozu machen Sie mir dann diesen Antrag?"

„Warum warfen Sie sich mir diesen Morgen in

den Weg, Magdalena? Nein, antworten Sie nicht — wir wurden Beide von einer Macht getrieben, die stärker war, als Ihr Sinn für Schicklichkeit!"

„Ich nicht — so viel müssen Sie wissen," sagte Magdalena, die mit großer Anstrengung ihre Gemüthsbewegungen zu überwinden, und klar zu reden suchte. „Sie müssen dies recht verstehen! Ich bin unfähig etwas zu thun, wovon ich glaube daß es unrecht ist! Der Richter in meiner Brust spricht mich in diesem Falle frei! Aber Sie — Sie sind mit einer Anderen verlobt und lieben sie nicht!"

„Nein — ich liebe nur Magdalena!"

„Liebt Ihre Verlobte Sie?"

„Nein, sie liebt einen Anderen!"

„Beide falsch oder unbeständig," sagte Magdalena mit Bitterkeit.

„Kind! diese Verlobung wurde von Anderen geschlossen, ehe wir einander je gesehen hatten."

Magdalena's Gesicht klärte sich auf.

„Weiß sie um dieses Verlöbniß?"

„Nein."

Magdalenens Stirn erheiterte sich noch mehr — sie war im Begriff zu reden, als die Thür aufging und Prinz in derselben erschien und sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, aber Ihr Pferd ist schon vor einer halben Stunde gesattelt, und die Post geht um sieben Uhr von St. Leonard ab."

„Da ist kein Augenblick zu verlieren, Magdalena!

Leben Sie wohl — Leben Sie wohl!" sagte er, drückte auf einen Augenblick ihre Hand an seine Lippen und war dann verschwunden.

Ihr Gesicht war strahlend, nachdem er sie verlassen hatte.

„Ich will ihn noch gewinnen! Er liebt mich! Ich fühlte es immer und jetzt gesteht er es! Er soll nicht die Sünde begehen, während er eine Andere liebt, ein Mädchen zu heirathen, welches er nicht liebt, und welches ihn auch nicht liebt, sondern einen Anderen, wodurch vier Personen unglücklich würden! Nein! bei der Stärke meiner Seele, er soll dies nicht thun! Ich kann warten, warten! Es liegt mir nichts daran, wie viele Jahre Zeit, oder viele Meilen zur See oder zu Lande uns trennen mögen! Sein Herz ist mein, und ich kann warten!"

Zweites Kapitel.

Des Mädchens erster Kummer und Trost.

Obgleich die erste Heftigkeit von Virginia's Kummer bei dem Scheiden von Joseph sich gelegt hatte, so war doch ihre Heiterkeit keineswegs zurückgekehrt. Sie vermißte den vertrauten Gefährten ihrer Kindheit und Jugend jede Stunde. Selbst ihre Heimath schien verlassen ohne ihn und Alles, was ihr übrig blieb, war so werthlos, wie die neunundneunzig Schafe in der Wildniß dem Schäfer erschienen, der sie wegen des einen verließ, welches er verloren hatte. Nach Sir Clinton Carey's Abreise schien sie etwas weniger niedergeschlagen zu sein, sie setzte ihre gewohnten Beschäftigungen fort, übernahm ihren wöchentlichen Haushaltsberuf und führte immer die Aufsicht über das Haus, den Garten, die Meierei und den Geflügelhof; aber ihr lebhaftes Interesse an allen diesen Dingen hatte nachgelassen und sie verrichtete diese Pflichten

sehr nachlässig. Ihre Blüthe war mit ihrer Lebhaftigkeit dahingeschwunden. Eines Tages traf ihr Großvater sie, als sie von ihren Perlhühnern zurückkehrte, die sonst immer ihre Lieblinge gewesen, und sie lehnte sich ermattend und gedankenvoll an den Thorpfosten; ihr Strohhut war nach hinten gefallen und ihr kleiner Korb mit grobgemahlenem Korn hing schwer an ihrer ermüdeten Hand. Es war ein solches Bild der Ermattung, des Kummers und der Trostlosigkeit an einem jungen und unbefangenen Mädchen, daß ihr Großvater sie mit nassem Auge ansah, indem er bei sich selber sagte:

„Es ist nicht die Liebeskrankheit eines sentimentalen Schulmädchens. Es ist überhaupt keine Liebeskrankheit. Es ist das sehnsüchtige Verlangen der einsamen Schwester nach ihrem Bruder, der mit ihr in derselben Wiege geruht. Virginia!" sagte er laut.

„Mein lieber Großvater," antwortete sie aufblickend.

„Was ist Dir, meine Liebe?"

„Ich dachte an Josey, Vater — und ich fühle mich nicht stark — das ist Alles," sagte sie, ihren Korb auf ihren Arm ziehend, ihren Hut aufsetzend und sich umwendend, um das Thor zu öffnen.

Aber mit der stattlichen Höflichkeit der alten Schule kam der Richter ihrer Bewegung zuvor, nahm ihr den kleinen Korb ab, zog ihren Arm durch den seinigen und führte sie auf das Haus zu.

„Willst Du eine Stunde mit mir in der Bibliothek zubringen, Virginia?“

„Gewiß, lieber Großvater.“

„So komm,“ sagte er und führte sie dorthin. Ein kleines helles Feuer, welches der frische Frühlingstag nöthig machte, brannte in dem Kamin. Der Richter Washington ließ Ginnie auf den Lehnsessel niedersetzen, legte ihren kleinen Hut weg, zog seinen Stuhl an ihre Seite und sagte:

„Schenke mir Dein Vertrauen, mein Kind. Du hast keine Mutter. Rede unbefangen mit mir, meine Ginnie.“

Virginia trocknete die Thränen, die aus ihren Augen zu fallen begannen und sagte:

„Ich vermisse Joseph so sehr, Vater, das ist Alles. Der Ort scheint nicht mehr derselbe ohne Joseph.“

„Auch die Menschen scheinen nicht mehr dieselben zu sein.“

„So ist es. Ich fühle, es ist unrecht, aber ich kann nicht anders — die Menschen scheinen mir auch nicht dieselben zu sein. Nun, da Joseph fort ist, finde ich auch an denen, die zurückgeblieben sind, keinen Gefallen, wie ich es sollte. Ist es, weil mein Herz sich verlassen fühlt?“

„Was ist aus Deinem Glauben an die allgemeine Wirksamkeit des Gebets geworden, Kind?“

„Ich habe ihn noch, Vater. Ich bete. Wenn ich

es nicht thäte, würde ich sterben, denn ich bin kein starkes Mädchen, Vater. Mein Leben und meine Heiterkeit waren nicht Stärke, nicht Energie, nicht Standhaftigkeit, Vater, nur Lebhaftigkeit — so verschieden von der gesunden, wohlbegründeten, ausdauernden Heiterkeit des Herzens — ein Strohfeuer im Vergleich mit einem anhaltenden Feuer von festen Holzblöcken. Und der rasche Verstand, weshalb ich so übermäßig gerühmt worden bin — ist keine Stärke des Gedankens — nur Schnelligkeit der Auffassung — eben so verschieden von der Stärke des Verstandes, wie das Wetterleuchten im Vergleich zu den ewig scheinenden Sternen! Nein, Vater, ich bin ein schwaches Mädchen an Geist und Körper — sehr schwach — und ich fühle es jetzt so sehr, da Joseph fort ist. Es ist mir, als wäre eine Stütze von mir genommen und als, wenn ich fallen müßte; und wenn ich nicht betete, Vater, so würde es auch geschehen und vielleicht würde ich sterben."

„Höre mich an, meine liebe Virginia, ich will Dir eine hohe und tiefe Wahrheit mittheilen. Jenes Gefühl der Verlassenheit, Virginia, empfinden Alle häufig im Leben, einerlei wie glücklich ihre Stellung sein mag — und vor allen Dingen kommt sie ernsten Seelen — es ist eine Heimsuchung vom Himmel, Virginia — es ist eine Vorsehung Gottes — es soll die Seele auffordern, die ihr höheres Leben vernachlässigt. Ja, Virginia, es giebt Zeiten im Leben Aller, selbst

der liebevollsten und glücklichsten, wo weder Mutter, Vater, Brüder, Schwestern, Weib oder Kinder der Seele Befriedigung gewähren können — wo die Seele, selbst von den treuesten Neigungen umgeben, eine vollständige Verlassenheit empfindet, die sie in Einsamkeit und Schweigen erduldet, als wäre es ein schuldiges Geheimniß — bis die Neigungen vielleicht in der Wüste dahinstarben. Wenn die Seele in dieser Stadie der Erfahrung sich inbrünstig, ernst und beharrlich zu Gott erhebt — nicht blos sich förmlich auf die Kniee wirft, sondern das Herz erhebt — so findet sie, daß die Liebe Gottes ihr mit einem Segen entgegenkommt. Sie erwiedert mit gestärktem Glauben, erneuter Liebe, erfrischter Hoffnung und ihre Freunde werden ihr wieder theuer sein und ihr Besitz schätzbar. Ja, Ginnie, unsere theuersten Neigungen und unsere besten Genüsse erfordern die Erneuerung des Sonnenscheins und des Thaues vom Himmel, um sie während eines langen Lebens lebendig und blühend zu erhalten. Wenn die Seele ermattet ist bis zum Tode, so mag sie zu Gott gehen und Ruhe und Erneuerung suchen, und sie wird mit einer neuen Gabe des Lebens — einer neuen Fähigkeit des Genusses — einem fast kindlichen Wohlgeschmack an den Segnungen des Lebens zurückkehren. Theuerstes Kind, ich wünschte, ich könnte dies Deinem Herzen eindringlich machen. Du glaubst, Du liebst mich und Deine Freundin Magdalena jetzt nicht. Es ist nur,

weil Deine Brust mit kummervollem Bedauern angefüllt ist. Bete, meine Ginnie, und das Bedauern wird gemildert und die Liebe vollkommen hergestellt werden."

„Ich habe es gethan, Vater, und bin aufrecht gehalten worden — ich will es wieder thun, und ich glaube, ich werde hergestellt werden."

Drittes Kapitel.

Die adoptirten Kinder.

Als die Zeit verging, erlangte Virginia Gesundheit und Heiterkeit wieder und interessirte sich wieder eifrig für ihre Haushaltsangelegenheiten. Jede vierzehn Tage erhielten sie einen Brief von Joseph Carey, wovon jeder Zeugniß ablegte von dem glücklichen Erfolge in seinem Berufe, so wie von seiner dauernden Achtung und seiner beständigen Dankbarkeit. Endlich aber kam ein Brief an den Richter Washington, der mit „eigenhändig" bezeichnet war. Er nahm ihn in sein Arbeitszimmer, wo er ihn öffnete und las. Er benachrichtigte ihn, daß er, obgleich in einer sehr günstigen Lage, seinen Beruf aufzugeben entschlossen sei, da er die göttliche Sendung erhalten zu haben glaube, das Christenthum und die Civilisation den Heiden, das Licht des Lebens den Nationen zu überbringen, die sich in der Dunkelheit befänden und schloß damit, die

Hoffnung auszusprechen, daß sein theurer Freund und Patron den Beruf billigen werde, zu dem es ihn so stark hinziehe. Der Richter Washington dachte eine Weile über den Brief nach, ehe er darauf antwortete. Er schrieb an Joseph und stellte ihm alle die Schwierigkeiten, Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren des Lebens eines Missionairs vor, und erinnerte ihn, daß manche enthusiastische junge Leute irrthümlich das für einen göttlichen Ruf gehalten, was in der Wirklichkeit nichts weiter als Täuschung, Langeweile, Liebe zu abenteuerlichen Unternehmungen oder dergleichen sei, und bat ihn, wenigstens noch ein Jahr bei seinem bisherigen Berufe zu bleiben, ehe er sich entschließe. Für jetzt sagte er Virginia nichts davon.

Dieselbe Post brachte ihm einen Brief von Sir Clinton Carey in Washington, welcher ihn benachrichtigte, daß ein Geschäft von der äußersten Wichtigkeit ihn nach England rufe, und daß er gerade im Begriff sei, seine Reise anzutreten, weshalb er der Familie nur brieflich Lebewohl sagen könne. Dies theilte der Richter Virginia und Magdalena mit.

Von dieser Zeit an wurde Magdalena wieder von ihrer ruhelosen Thätigkeit belästigt; und jetzt, da Virginia's Gesundheit und Heiterkeit völlig wieder hergestellt war, da sie keine Hoffnung hatte, daß Magdalena's Familie sie anerkennen würde, und der Winter die Washingtons gewiß wieder nach Richmond rufen werde, wo ihre Gegenwart sie mehr als je in Ver-

legenheit setzen müsse, beschloß Magdalena, sie von ihrer Gesellschaft und sich selber von einer unerträglichen Langeweile zu befreien, indem sie allein und auf ihre eigene Verantwortlichkeit in die Welt ging. Eines Morgens daher, während Virginia mit ihren häuslichen Pflichten beschäftigt war, trat Magdalena in das Bibliothekzimmer des Richters Washington, bat ihn um eine Unterredung von einigen Sekunden und kündigte ihm ihren Entschluß an. Dies setzte den Richter Washington um so mehr in Erstaunen, da sie keinen Augenblick daran gedacht zu haben schien, welches wohl seine Ansicht über ihren gewählten Lebensberuf sein möchte.

„Was treibt Dich zu diesem Entschlusse, meine Liebe?“ fragte er.

Sie erinnerte ihn an die Verlegenheit, die sie seiner Familie in der Gesellschaft bereite. Er wies diese Rücksicht gänzlich zurück und fragte sie, ob sie keinen andern Grund habe?

„Ja,“ versetzte sie, „die äußerste Nothwendigkeit der vollständigen Beschäftigung.“

„Ist nicht hier ein großes Feld der Arbeit vorhanden, liebe Magdalena? Hier findest Du jede Art der Arbeit — körperliche, geistige, moralische! Freilich ist auch hier die Ernte reif, aber der Arbeiter sind wenige!“

„Veränderung, Aufregung, das Verfolgen eines

Zweckes — dessen bedarf ich und muß um jeden Preis dazu gelangen!" sagte sie.

„Und hast Du nicht an meine Billigung oder Mißbilligung gedacht, mein liebes Kind?"

Magdalena sagte ihm, es würde sie tief kränken, wenn er ihren Plan mißbillige — sie habe diesen Umstand nicht erwähnt, denn da sie zu dem Schlusse gekommen, daß ihr Plan für das Glück aller Betheiligten der beste sei, habe sie sich fest entschlossen, ihn auszuführen, ehe sie noch daran gedacht, den Gegenstand gegen irgend Jemand zu erwähnen.

„Und wenn Dein eigener Großvater, der alte Adam Hawk, sich dem widersetzt?"

„Es wird mich nicht von meinem Plan abbringen, lieber Herr, so sehr ich auch seinen Widerspruch bedauern möchte."

„Du sagst, Du wünschest unabhängig zu sein — allein in's Leben einzutreten — wie beabsichtigst Du es zu thun?"

„Zuerst werde ich versuchen, eine Gouvernantenstelle in einer gebildeten Familie zu erhalten — wenn möglich fern von den Erinnerungen meiner Kindheit."

„Deine Stellung würde dann fast dieselbe sein, die sie jetzt ist — eben so einförmig, ohne die zärtliche Neigung, die, wie ich hoffe, alles Schmerzliche in Deiner gegenwärtigen Lage erleichtert. In einem Monat würdest Du Deiner Lage so überdrüßig sein, wie Du es jetzt bist."

„Dann würde ich wieder wechseln, mein Herr.“

„Und dann?“

„Immer wieder wechseln, bis ich Zufriedenheit fände!“

„Das indianische Blut! die ungezähmte Natur! die ruhelose Energie! die Neigung zum Umherschweifen!“ dachte der Richter und entgegnete:

„Das wird nimmermehr angehen, Magdalena! Auf solche Weise wirst Du keine Ruhe für Deinen Geist finden — und die Ermuthigung einer solchen Gemüthsart würde Dich gänzlich unfähig machen zu den Pflichten, die Du übernehmen würdest.“

Magdalena fühlte die Wahrheit dieser Bemerkung, aber sehr beunruhigt in ihrem Geiste, antwortete sie nicht.

„Aber wenn es Dir nicht gelingen sollte, Magdalena, eine Gouvernantenstelle zu erhalten, was beabsichtigst Du dann zu thun?“

Magdalenens Gesicht wurde sehr roth, indem sie antwortete:

„Ich kann es mit meinem Pinsel und meiner Palette versuchen. Sie sind so freundlich gewesen, auszusprechen, daß ich keine üble Künstlerin sei.“

„Doch aber ist es ein langsamer Weg, sich unabhängig zu ernähren, Magdalena. Und wenn Dir auch das mißlingen sollte?“

„Dann versuche ich etwas Anderes, mein Herr,“ versetzte sie, noch höher erröthend, und fügte dann

hastig hinzu, „aber ich will es zuerst mit der Gouvernante versuchen."

Der Richter sagte noch viel, um ihren Vorsatz zu erschüttern, aber ohne seinen Zweck zu erreichen.

Als Adam Hawk davon hörte, murrte er sehr gegen diesen Plan, doch ohne Widerspruch dagegen zu erheben.

Virginia weinte und bat vergebens.

Nachdem der Richter Washington für Magdalena die Anzeige gemacht hatte, fand sich endlich eine Stelle in einem abgelegenen südlichen Staate und sie bereitete sich auf ihre Abreise vor, die zu gleicher Zeit mit der Uebersiedelung der Familie nach Richmond geschehen sollte.

Viertes Kapitel.

Theodor und Magdalena.

Theodor Hervey war noch auf der Universität, als er in einem Briefe von seiner Schwester die Nachricht von Magdalena's erwarteter Abreise erhielt. Er verlor keine Zeit, nach Hause zu reisen.

Eines Morgens, als der Richter in seinem Arbeitszimmer war und Geschäfte mit seinem Verwalter verabredete, ehe er für den Winter seine Heimath verließ und Virginia in den oberen Zimmern das Zusammenlegen und Einpacken der Wäsche in Kisten und Schränke beaufsichtigte, wo sie bis zu ihrer Rückkehr im Frühling bleiben sollte, saß Magdalena im Besuchzimmer und machte die letzten Nadelstiche an einer kleinen Reisekappe, die sie für Virginia verfertigte, als ihre Aufmerksamkeit durch das Geräusch der leichten Räder eines Einspänners, der auf dem Fahrwege daherrollte, angezogen wurde. Einen Augenblick später wurde die Thürglocke geläutet und im nächsten Augen-

blick wurde zu Magdalena's großer Ueberraschung Mr. Theodor Hervey angemeldet, der auch gleich darauf in's Zimmer trat. Magdalena stand auf, empfing ihn mit Herzlichkeit und sprach ihr Vergnügen aus, ihn noch einmal vor ihrer Abreise aus der Gegend wiederzusehen. Sie bat ihn, sich zu setzen, indem sie sagte, sie wolle sogleich Virginia und den Richter herbeirufen, die sich freuen würden, ihn wiederzusehen, ehe sie abreis'ten, und sie wollte eben einem Diener klingeln, als Theodor sie durch eine Bewegung zurückhielt.

„Nein, bitte, klingeln Sie nicht, ich wünsche mit Ihnen allein zu reden, Magdalena."

Ueberrascht von dem ungewöhnlichen Ernst seines Tones und Benehmens nahm Magdalena ihren Sitz wieder ein und wendete ihm ihre Aufmerksamkeit zu, als sie zum erstenmale bemerkte, daß seine von Natur dunkle und malerische Schönheit jetzt ein wenig entstellt war durch seine sehr blassen und hohlen Züge, durch die großen, beschatteten Augen und den geistigen Ausdruck seines Gesichts und ihre schweigende Bemerkung war:

„Er tödtet sich durch sein angestrengtes Studiren, um Ehre und Ruhm zu erlangen."

Theodor blieb einige Minuten in Gedanken versunken, als wüßte er nicht recht, wie er sein Geschäft beginnen sollte. Endlich sagte er:

„So wollen Sie uns also schon so bald verlassen, Magdalena?"

„Ja, morgen.“

„Ja! und ich komme, Magdalena, Sie zu bitten, Ihre Reise aufzuschieben und sie vielleicht ganz zu unterlassen.“ Er hielt inne und Magdalena blickte auf, um mehr zu hören, ehe sie die stille Verwunderung aussprach, die sie empfand. „Magdalena,“ fuhr er fort, „mein Vater, Helene und ich, Alle wissen und schätzen den Beweggrund, der Sie zu diesem Entschlusse führte, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es uns schmerzt, selbst während wir Sie deshalb ehren. Magdalena, ich überbringe Ihnen einen Brief von meiner Mutter, worin sie alle die Neigung ausspricht, die sie und unsere Familie für Sie empfindet und bittet zu uns zu kommen und den Winter der Abwesenheit ihrer Freunde in der Pfarrwohnung zuzubringen.“ Bei diesen Worten überreichte er ihr einen Brief. Sie nahm und las ihn bis zu Ende. Wäre Magdalena in einer hinschmelzenden Stimmung gewesen, so würde die Freundlichkeit dieses Briefes die Quelle ihrer Thränen geöffnet haben. So faltete sie ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche, ohne die Gemüthsbewegung zu erkennen zu geben, die wirklich in ihrem Herzen war.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich bin, lieber Theodor,“ sagte sie.

„Und Sie werden uns Alle glücklich machen, indem Sie kommen, liebe Magdalena?“

„Unmöglich, mein Freund, ich habe mich bereits verbindlich gemacht und meine Anordnungen sind getroffen und überdies verkennen Sie mich sehr, lieber Theodor. Sie haben mir einen uneigennützigen Beweggrund zugeschrieben. Ich habe auch eine selbstsüchtige Absicht. Theodor, ich muß Veränderung, Thätigkeit, Aufregung, Leben haben!"

Hier folgte eine Verhandlung zwischen Magdalena und Theodor, sehr ähnlich derjenigen, die zwischen ihr und dem Richter vorgegangen war und natürlich mit ähnlichem Erfolge. Als diese Unterredung zu Ende war, lehnte Theodor es ab, den Richter Washington oder Virginia zu sehen und verließ das Haus. Als er fort war, erzählte Magdalena dem Richter von dem freundlichen Anerbieten, welches man ihr gemacht und zeigte Virginia den Brief. Der Richter rieth seinem Adoptivkinde und bat sie, Mrs. Hervey's Gastfreundschaft anzunehmen. Virginia schlang ihre Arme um ihren Hals und bat sie weinend, in die Pfarrwohnung zu gehen, wo sie Alle wissen würden, daß sie wohl aufgehoben sei und wo sie immer von ihr hören könnten. Aber Magdalena schüttelte den Kopf. Eher hätte man einen Kometen von seiner Bahn ablenken können, als dieses irrende Wesen. Am Nachmittage kamen Mr. und Mrs. Hervey nebst Helenen und Theodor in Folge einer früheren Einladung, um den letzten Abend bei den Washingtons zuzubringen. Mrs. Hervey erneuerte ihre Einladung, mit Wärme von

Helenen unterstützt, doch lehnte Magdalene dieselbe mit tiefem Kummer ab. Der Nachmittag war noch nicht halb vorüber, als Theodor um eine besondere Unterredung mit Magdalena bat, worauf sie ihn im Bibliothekzimmer empfing. Er kam herein, zog einen Stuhl an Magdalenens Seite, faßte ihre Hand und sagte mit einer Stimme, die von übermäßiger Gemüthsbewegung zitterte:

„Magdalena, ich habe Ihnen etwas zu sagen, und wenn mein Vorschlag zu plötzlich ist, werden Sie es verzeihen wegen der mächtigen Zuneigung und der dringenden Nothwendigkeit, die mich zu reden zwingt! Magdalena! ich habe Sie geliebt seit der Zeit, als Sie noch ein Kind waren. Meine zärtliche Neigung hat mit den Jahren zugenommen und ist stärker geworden mit meinen Kräften. Ich habe in Ihrem Herzen mit einer Klarheit und Bestimmtheit gelesen, wie es sonst vielleicht Niemand gethan. Und während ich Einiges, was ich dort sehe, tief beklage, liebe ich Sie dennoch und muß Sie immer lieben. Ich weiß wohl, daß es die erste und letzte, die einzige und ausschließliche Liebe meines ganzen Lebens ist. Sie ist ein Theil meiner Seele. Ich werde Sie nie verlieren, weder in der Zeit noch in der Ewigkeit. Als ich von Hause auf die Universität ging, war es nur die Trennung von Ihnen, die mir Kummer verursachte. Wenn ich in den Ferien zurückkehrte, erfreute es mich nur, Sie wiederzusehen. Vielleicht habe

ich mich mit strafbarem Egoismus und Anmaßung längst gewöhnt, Sie als die Lebensgefährtin meiner Zukunft zu betrachten. Als ich vor wenigen Tagen einen Brief von meiner Schwester empfing, worin sie mir Ihre beabsichtigte baldige Abreise meldete, da fühlte ich zum erstenmale, wie sehr ich Sie liebe. Ich fühlte, Magdalena, daß ich nicht den Muth haben würde, in die Gegend zurückzukehren, nachdem Sie fort wären, da ich Sie überall vermissen würde. Nun, Magdalena, nachdem ich eine Nacht voll Aengstlichkeit und Kummer zugebracht — ach! Sie wissen Nichts von solchen schlaflosen Nächten, Magdalena —" Er hielt inne. Ein düsteres Lächeln war ihre einzige Bemerkung. Er fuhr fort: „Ich stand am Morgen auf, um meinen Entschluß, den ich gefaßt hatte, in Ausführung zu bringen. Ich kam hierher und langte gestern Abend spät an. Ich öffnete meinen Eltern mein Herz und Sie wissen, was folgte, Magdalena. Endlich bin ich an Ihrer Seite mit der vollständigen Einwilligung und Billigung meiner Eltern, Ihnen meine Hand und eine solche Heimath anzubieten, wie meines Vaters bescheidenes Haus sie meiner Gattin gewähren kann. Wollen Sie mich annehmen, Magdalena?"

Er drückte ihre Hand, wartete auf eine Antwort und blickte ängstlich und aufmerksam in ihr halb abgewendetes Gesicht, bis er sich plötzlich besann, lebhaft erröthete und seine Augen sinken ließ.

„Theodor, ich bin Ihnen sehr dankbar für diesen Beweis des Vertrauens und der Neigung, und ich bitte Gott, daß ich je im Stande sein möge, dieselbe zu verdienen —"

Sie hielt inne, um Worte zu suchen und die Ablehnung seines Antrages auf die delicateste Weise auszusprechen. Aber es war etwas in ihrem Gesichte, was ihn störte, denn er sagte ängstlich:

„Sie antworten mir nicht, Magdalena."

Sie drückte seine Hand, die noch die ihrige gefaß hielt und entgegnete:

„Lieber Theodor — lieber Freund — als Erwiederung für Alles, was Sie mir anbieten, habe ich Ihnen nur die aufrichtige Neigung und die hohe Achtung einer Schwester zu gewähren."

„Magdalena! Sie wollen doch nicht sagen! O, nein, mein Gott!" rief er, indem er ihre Hand fallen ließ und sehr blaß wurde. „Reden Sie! sagen Sie etwas zu mir, Magdalena!"

„So muß ich denn sagen, lieber Theodor, daß ich, so sehr ich die Ehre schätze, die Sie mir zugedacht haben, genöthigt bin, sie abzulehnen."

„Ehre! Spotten Sie meiner nicht, Magdalena! Ich habe Ihnen nichts anzubieten, als ein treues und zärtliches Herz und die Aussicht auf ein bescheidenes Auskommen, durch Jahre des Fleißes und der Sparsamkeit gewonnen — und dies habe ich gewagt, Ihnen mit auffallender Plötzlichkeit anzubieten. Sie

sind stolz und fast beleidigt und Sie spotten meiner. Verzeihen Sie mir, Magdalena, wenn ich genöthigt war, hierin zu hastig zu sein. Nehmen Sie sich Zeit zur Ueberlegung. Nur verlassen Sie uns noch nicht! Nehmen Sie die Einladung meiner Mutter an. Sie wurde von wahrer Zärtlichkeit für Sie dazu bestimmt. Thun Sie es, Magdalena!"

„Lieber Theodor, hören Sie mich an! Ich erkenne Ihrer Mutter große Güte, so wie Ihre eigene vollkommen an — ich bin lebhaft dankbar für den Beweis des Vertrauens und der Zuneigung, den Sie mir gewährt — aufrichtig dankbar für die Ehre, die Sie mir erweisen — die größte Ehre, die Sie mir zu Theil werden lassen konnten — die größte Ehre, die ich von einem Manne empfangen konnte — und gut wäre es vielleicht für mich," fuhr sie mit tiefem Ernste fort, „wenn ich dieselbe annehmen könnte — aber es ist unmöglich — ich kann es nicht! Ich kann nie das stille Glück haben, Ihr Weib zu sein und Sie zu lieben, wie Ihr Weib Sie lieben sollte. Ich kann es nicht! es ist unmöglich!" sagte sie im Tone des tiefsten Bedauerns und der Seelenqual, als hätten sich das Gute und das Böse ihrer Natur plötzlich gegen einander zum Kampfe erhoben, und als hätte das Gute sich zurückgezogen. Aber dieses Benehmen und dieser so ungewöhnliche Ausdruck, so überraschend und doch so natürlich — denn sie stand an dem Scheidewege des Geschicks und fühlte lebhaft die Krisis —

ging schnell vorüber wie ein Krampf, und sie war wieder sie selber.

„Sie — Sie sind doch nicht verlobt, Magdalena?" fragte er mit einer Stimme, die jeden Augenblick aufgeregter wurde.

„Nein, ich bin nicht verlobt."

„Ich meine, Sie haben auch keinen Geliebten, Magdalena?"

„Nein," sagte sie mit dem schmerzlichen Bewußtsein, einen Theil der Wahrheit unterdrückt zu haben.

„Dann will ich noch hoffen, daß mit der Zeit —"

„O, nein, in der That, Sie dürfen nicht daran denken!" sagte sie lebhaft; „denn, wenn ich auch nicht verlobt bin — wenn ich auch keinen Geliebten habe, so dürfen Sie sich dennoch keiner trügerischen Hoffnung hingeben — und doch," sagte sie mit einem Spotte über sich selbst, „ist es kein großes Gut, worauf ich zu hoffen Ihnen verbiete!"

„Kein großes Gut, Magdalena — die Hand derjenigen, die ich liebe?"

Ihr Herz empfand einen plötzlichen Schmerz bei dem Gedanken, den diese Frage erregte, doch verlor sie die natürliche Röthe ihrer Wangen nicht wieder, noch auch die Ruhe ihres Benehmens, als sie erwiederte:

„Sie müssen dies vergessen, lieber Theodor."

„Ich kann es nicht! es liegt in meiner Natur, mich zu erinnern und zu hoffen! Ach, Magdalena, Stern meines Lebens! ich will mich anstrengen, warten

und hoffen! ich will dennoch durch Geduld Ihr Herz gewinnen!“

Dieselben Worte, die sie in Beziehung auf einen Anderen angewendet! Wieder durchdrang jener plötzliche und unerklärliche Schmerz ihren Geist, aber ohne sich bei diesen Nerven von Stahl und diesen Muskeln von Marmor zu verrathen, die kaum irgend etwas zu stören vermochte, als die Gegenwart, die Stimme und der Blick eines Einzigen.

Als Theodor alle seine Gründe für jetzt vergebens fand, schloß er die Unterredung, indem er vor ihr stand und ihre Hand in der seinen hielt, mit den Worten:

„Meine theuerste Magdalena! Sie treten in ein Leben voll Anstrengungen, Entbehrungen, Demüthigungen und Gefahren ein! Aber erinnern Sie sich, daß Sie in mir, den Sie jetzt als Gatten nicht annehmen wollen, immer und unter allen möglichen Umständen einen Freund und Bruder finden werden. Ich verspreche Ihnen hier eine Neigung, eine Ergebenheit und Treue, die weder Leben noch Tod, weder gegenwärtige noch künftige Dinge sollen erschüttern können. Gott segne Sie, Magdalena!“

„Und Sie ebenfalls, Theodor!“ So endete die Unterredung.

Nach einem frühen Thee nahmen die Herveys Abschied und entfernten sich.

Früh am nächsten Morgen reiste die Familie in

dem geräumigen Reisewagen nach Richmond ab. Virginia war in sehr guter Laune, ungeachtet der Aussicht, sich bald von ihrer geliebten Milchschwester zu trennen. Die freudige Erwartung, Joseph wiederzusehen, erheiterte sie so sehr, daß nichts ihre Freude stören konnte. Sie kamen in ihrem Hause zu Richmond am Abend des zweiten Tages an. Joseph's Wohnung befand sich in einem abgelegenen Theile der Stadt, und sie hatten vorausgesetzt, ihn im Hause ihrer wartend zu finden. Er war indessen nicht da. Der Richter Washington war genöthigt, Magdalena in das Hotel zu begleiten, und sie unter den Schutz eines Herrn und einer Dame zu stellen, die am nächsten Morgen nach dem Süden reisten. Er versprach Ginnie, Joseph aufzusuchen und ihn wenn möglich mit nach Hause zu bringen. Obgleich Magdalena keine Gemüthsbewegung zeigte, vergoß doch Virginia beim Abschiede von ihr viele Thränen. Sie wurden indessen bald getrocknet bei der Aufregung, womit sie Joseph erwartete. Von Coral begleitet, ging Virginia auf ihr Zimmer, um ihren Anzug zu wechseln, während Polly Pepper unten den Theetisch ordnete, in Erwartung des Richters Washington mit Mr. Carey. Ginnie kam in einem Kleide von hellblauem Königstuch herunter und ihr Haar schimmerte in seinen gewöhnlichen röthlichen Ringellocken.

„Ach, Polly! es ist mir lieb, daß Ihr die Kuchen nicht vergessen, die Mr. Carey so gern ißt," sagte sie.

„Wie könnte ich sie vergessen, da Sie mir so viele Bestellungen deshalb zugeschickt haben, Miß Ginnie," sagte sie.

Ginnie machte sich am Tische zu thun, ging im Zimmer auf und ab, oder sah aus den Fenstern, bis der Wagen wieder vor die Thür rollte und Richter Washington allein ausstieg und in's Haus trat.

„Wo ist Joseph, Vater?" rief Virginia ängstlich.

„Mein Kind, er ist nicht in seiner Wohnung. Seine Wirthin sagt mir, er habe sie diesen Nachmittag verlassen und sie weiß nicht, wohin er sich gewendet."

„Er — er wird doch nicht die Stadt verlassen haben?" fragte Virginia blaß werdend und auf einen Stuhl niedersinkend.

„Nein, ich vermuthe es nicht, meine Liebe, wir werden ihn wahrscheinlich morgen sehen oder von ihm hören; inzwischen, liebe Ginnie, bestelle das Abendessen," sagte der Richter mit einer Anstrengung, die Aengstlichkeit zu überwinden oder zu verbergen, die sich seiner bemächtigt hatte.

Zitternd, krank bis zur Ohnmacht vor Täuschung und Furcht, gehorchte Virginia.

Am nächsten Morgen kam der Briefträger vor die Thür und gab Briefe an den Richter ab. Unter denselben befand sich einer von Joseph Carey, vom Tage zuvor datirt, den der Richter sogleich erbrach und allein las.

Er lautete folgendermaßen:

Mein lieber und geehrter Freund!

Ich habe lange angestrengt, aber vergeblich mit mir selber gekämpft. Ich wage nicht, hier zu bleiben, um Virginia zu begegnen. Das Scheiden im letzten Frühling, verursachte ihr und mir so viel bittere Qual; die Aussicht, sie bald wiederzusehen und den Winter in ihrer theuren Gesellschaft zuzubringen, erfüllt mich mit einer so lebhaften Wonne, daß ich nicht wagen kann, mich der Prüfung auszusetzen. Denken Sie an die Tage Ihrer eigenen Jugend und stellen Sie sich die Prüfung vor, der Sie mich aussetzen würden. Es ist eine Prüfung, der ich nicht zu begegnen wage! Genug! Sie kommen nach Richmond und bringen Virginia diesen Abend mit. Ich verlasse heute die Stadt! Meine Sparsamkeit hat mich in den Stand gesetzt, für meine gegenwärtigen geringen Ausgaben Geld genug zurückzulegen. Ich gehe geradezu nach Boston, um mich der christlichen Mission anzuschließen, die im Begriff ist, von jenem Hafen aus nach Indien abzusegeln. Lassen Sie Ihren Segen mich begleiten, mein bester Freund. Versichern Sie Virginia meiner endlosen Zärtlichkeit, und überbringen Sie ihr mein Lebewohl zu einer Zeit und in Worten, wie Sie sie am passendsten halten. Ich wage nicht, an sie zu schreiben! Ich vermag kaum an Sie zu schreiben! Ich weiß nicht, ob ich zusammenhängend schreibe — denn im Herzen und im Gehirn ist es

nicht recht! aber glücklich oder unglücklich, gegenwärtig oder abwesend, bei gesundem Verstande oder nicht, bin ich unter allen Umständen

Ihr
dankbarer und getreuer
Joseph W. Carey.

„Edler und großmüthiger, junger Mann! armer Junge! armer Junge!" sagte der Richter, über den Brief seine Bemerkungen machend. „Und nun muß ich dies Virginia mittheilen!" Er dachte eine lange Zeit schweigend nach, hielt den offenen Brief hinter seinem Rücken und ging langsam im Zimmer auf und ab. Endlich klingelte er und sagte zu dem eintretenden Diener:

„Geh und sage Miß Washington, ich werde sie sogleich in ihrem Zimmer besuchen." Bald darauf folgte er dem Boten die Treppe hinauf und trat in Virginia's Zimmer. Er fand seine Enkelin fleißig an einem Paar Pantoffeln arbeitend.

„Für Joseph," sagte sie, als Antwort auf seinen Blick, und sie niederlegend, rollte sie den Lehnsessel zum Feuer herum, damit er darauf Platz nehmen möge.

„Ich habe diesen Morgen Nachricht von Joseph erhalten," sagte der Richter, indem er ruhig Platz nahm.

„Und er — Vater, ist er wohl?" rief sie ängstlich.

„Ja, meine Liebe, er ist wohl!"

„Dem Himmel sei Dank! und doch, Vater, ist

etwas in Ihrem Gesichte — etwas Beunruhigendes! was — was ist geschehen?"

„Nichts Beunruhigendes, meine Liebe! — Joseph hat die Stadt verlassen."

„Die Stadt verlassen," wiederholte sie ruhig. Ihr Gesicht war zum Fenster gewendet, so daß er nicht sehen konnte, wie blaß sie plötzlich geworden. „Die Stadt verlassen," wiederholte sie.

„Ja, meine Liebe," fuhr der Richter fort, völlig irre geleitet durch ihren ruhigen Ton, obgleich jene Ruhe nur die Schwäche eines matten Herzens war. „Ja, mein liebes Kind! meine liebe Virginia, Dein Bruder hat den längst gehegten Plan in Ausführung gebracht, als Missionair nach Indien zu gehen! — Virginia! mein Gott! Virginia!" rief er, plötzlich vorwärts stürzend, um ihre fallende Gestalt zu unterstützen, denn ehe er noch den Satz zu Ende brachte, erhob Virginia beide Hände, trat einen Schritt auf ihn zu und dann fing er sie ohnmächtig in seinen Armen auf.

Fünftes Kapitel.

Magdalena.

Zu der Zeit, von der ich schreibe, war das Reisen natürlich viel langweiliger und unbequemer, als heutiges Tages. Obgleich Magdalena am ersten December ihre Reise angetreten hatte, war es doch beinahe Weihnachten, als sie in Natchez mit ihren Freunden ankam, die sie in dem einzigen Gasthause der kleinen Stadt zurückließen und ihre Reise in das Innere fortsetzten. Magdalena schrieb einen Brief aus ihrer Wohnung an Major Lincoln, den Baumwollenpflanzer, für dessen einzige Tochter sie als Gouvernante angenommen worden war.

Am nächsten Tage, während sie in ihrem Zimmer wartete, trat das Kammermädchen herein und benachrichtigte sie, daß ein Herr im Besuchzimmer sei und nach ihr frage. Magdalena ließ hinunter sagen, sie würde ihm sogleich aufwarten und verweilte nur so



lange, um die Falten ihres dunkelgrünen Kleides zu ordnen und die Scheitel ihres schönen schwarzen Haares zu glätten, und ging dann in das Gesellschaftszimmer hinunter. Als sie eintrat, stand ein großer, schöner Mann im mittleren Alter und von aufrechter, militairischer Haltung von seinem Sitze auf, kam ihr entgegen, verbeugte sich tief und sagte:

„Miß Mountjoy, wie ich vermuthe?"

„Ja, mein Herr," sagte Magdalena, den Gruß erwiedernd.

„Ich bin der Major Lincoln und fühle mich sehr glücklich, Sie zu sehen, Miß Mountjoy! — Erlauben Sie mir, Ihnen einen Sitz anzubieten," sagte der Major, unserem Mädchen einen Stuhl reichend und sich ebenfalls setzend. Dann ließ er sich in eine Unterredung mit Magdalena ein und benahm sich während derselben mit jener angenehmen und stattlichen Höflichkeit, welche die alte Schule auszeichnete, welche aber die lockeren und familiären Sitten der gegenwärtigen Zeit als steif bezeichnen würden. Nach Beendigung der Unterredung sagte er:

„Da Sie erklären, daß Sie sich vollkommen ausgeruht haben, Miß Mountjoy, so will ich sogleich die Pferde vor den Wagen legen lassen und wir wollen uns sogleich auf den Weg nach Boxwood machen, wo mein kleines Mädchen ihre neue Freundin mit großer Ungeduld erwartet."

Und sich wieder verbeugend, verließ er das Be-

suchzimmer, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, während Magdalena auf ihr Zimmer zurückkehrte, um ihren Hut aufzusetzen und ihren Pelz anzulegen. Kaum hatte sie dies gethan, als ein Hausknecht erschien, um ihr Gepäck hinunter zu tragen, und das Kammermädchen ihr sagte, daß Major Lincoln bereit sei. Sie ging hinunter und wurde von dem Major mit der stattlichen Höflichkeit, die sein Benehmen auszeichnete, zu dem Wagen geführt.

Es war beinahe Abend, als sie ihre Reise antraten, und nach einer Fahrt von beinahe zwei Stunden auf einem Wege, wo man auf der einen Seite einen Wald und auf der anderen einen Fluß hatte, bog man in den ersteren ein und fuhr noch ein paar Meilen, ehe man die Pflanzung erreichte, in deren Mitte auf einer geringen Erhöhung ein sehr schäbig aussehendes Landhaus von Fachwerk, zwei Stockwerk hoch, sehr lang im Verhältniß zu der Höhe und an beiden Stockwerken mit einer Piazza umgeben, stand. Die Lichter, die durch die unteren Fenster schimmerten, gaben dem Orte eine gewisse Heiterkeit. Der Wagen fuhr durch das Thor, rollte auf das Haus zu und hielt vor der Hauptthür an. Major Lincoln stieg aus, war Magdalena beim Aussteigen behülflich, führte sie in's Haus und zur Rechten in das Besuchzimmer, wo ein helles Feuer loderte, eine helle Lampe brannte, ein Theetisch wartete und ein kleines Mädchen wartend saß. Das kleine Mädchen sprang unwillkürlich



zuerst ihrem Vater entgegen, dann aber zog sie sich mit scheuem Blicke in ihren großen Lehnsessel zurück. Major Lincoln führte Magdalena zu einem Sitze, nahm dann des Kindes Hand, führte sie zu ihr und sagte:

„Das ist meine kleine Tochter Lucy, Miß Mountjoy.“ Dann neigte er sich über das Kind und sagte: „Lucy, diese junge Dame ist Deine Freundin und Lehrerin — begrüße sie!“ — Das kleine Mädchen erröthete lebhaft und streckte beschämt und schweigend ihre Hand aus. Magdalena faßte dieselbe, setzte sie auf ihre Knie, neigte sich über sie und küßte sie.

„Nun geh, und bestelle den Thee, Kleine!“ sagte der Major und das Kind verschwand.

Am nächsten Tage nach dem Frühstück wurde Magdalena der Mrs. Lincoln, der Frau des Majors und Lucy's Mutter vorgestellt. Sie war eine liebenswürdige Frau, aber seit vielen Jahren leidend und verließ selten ihr Zimmer.

„Sie werden unser Haus nicht sehr bequem finden, Miß Mountjoy, und so sind in der That fast alle Pflanzerhäuser in dieser Gegend des Landes. Der Grund ist, daß man es kaum als eine Heimath ansieht. Den Winter bringen wir in Neu-Orleans oder in anderen Städten zu und den Sommer an der See; daher sind wir nur eine so kurze Zeit des Jahres zu Hause, daß es kaum der Mühe werth ist, hier viele Verbesserungen vorzunehmen. Ich wünsche zuweilen,

es möchte anders sein. In einigen Tagen gehen wir für den Winter nach Neu-Orleans. Wir kehren im April hierher zurück und bleiben bis zum Junius. Dann gehen wir nach dem Norden an die See und bleiben dort bis zum ersten September. Im October kommen wir wieder nach Hause und bleiben bis zum December hier, wo wir dann wieder in die Stadt gehen. So vergeht unser Jahr. Während unserer Abwesenheit steht die Pflanzung unter der alleinigen Aufsicht eines Verwalters und das Haus unter der einer Haushälterin. Wenn das Land mehr vom Walde befreit ist, wenn es gesünder wird und wenn die inneren Verbesserungen machen, daß die Wege auch im Winter zu passiren sind, so hoffe ich, daß wir im Stande sein werden, mehr Zeit zu Hause zuzubringen und dann Veranlassung haben, unsere Häuser zu verbessern."

Magdalena fand in dieser liebenswürdigen Familie keine von den Anstrengungen, Entbehrungen, Demüthigungen und Gefahren, welche ihre wohlmeinenden Freunde ihr prophezeiht hatten. Keinen vollendeteren Gentleman aus der alten Schule konnte man irgendwo finden, als den Major Lincoln, keine liebenswürdigere Dame aus irgend einer Schule, als Mrs. Lincoln, kein sanfteres und angenehmeres Kind, als Lucy Lincoln, deren delicater Gesundheitszustand — sie hatte die schwache Constitution ihrer Mutter geerbt —. die Eltern bewog, sie zu Hause zu behalten und

lieber eine Gouvernante zu ihrer Erziehung anzunehmen, als sie von Hause zu schicken. Bald nach Magdalenens Ankunft begab sich die Familie nach Neu-Orleans und brachte dort den übrigen Theil des Winters zu. Obgleich in der Mitte einer der heitersten Städte der Vereinigten Staaten, machten sie doch wenige von den Belustigungen mit. Ein- oder zweimal führte Major Lincoln Magdalena in's Theater, für welche Unterhaltung sie leidenschaftlich schwärmte. Im Frühling kehrten sie nach Boxwood zurück, wo sie die schönsten Monate des Jahres in jener Gegend des Landes zubrachten. Nie hatte Magdalena ein so reizendes Land gesehen, wie Mississippi im April, Mai und Juni, und sie erklärte das Land, in Uebereinstimmung mit seinen Bewohnern, für das Eden des Süden.

Im Junius, als das Wetter sehr drückend wurde, machten sie sich auf den Weg nach dem Norden und am ersten Julius kamen sie an ihrem Bestimmungsorte an, wo sich jetzt die Gäste einfanden, welche Gesundheit oder Vergnügen suchten. Es war noch früh in der Jahreszeit und der Ort verhältnißmäßig leer von Gesellschaft. Unsere Freunde belustigten sich deshalb um so mehr, denn Mrs. Lincoln war zu schwach, Lucy zu jung und Magdalena's gesellschaftliche Stellung zu unbestimmt, um es angenehm für sie zu machen, sich in Gesellschaft zu mischen. Als die Zeit aber vorrückte, wurde der Ort mit Gästen angefüllt. Am Morgen und Abend fuhren oder ritten sie auf's Land

hinaus oder gingen am Strande spazieren. Sie waren länger als sechs Wochen dort gewesen und Magdalena begann die Regungen jener ruhelosen Energie zu empfinden, die der verborgenen, indianischen Natur angehörte und die ihr verbot irgendwo auf die Länge ruhig zu sein, als sie eines Abends einen einsamen Spaziergang am Strande machte. Sie wanderte auf und ab, bis die Dämmerung in Nacht überging und ihre mißmuthige, halb wilde Stimmung wurde von dem einförmigen, tiefen und dumpfen Donner der Brandung des mächtigen Oceans besänftigt und gemildert. Auf und nieder wanderte sie, ungeachtet der zunehmenden Dunkelheit oder der Bemerkungen, die man über ihre lange Abwesenheit zu jener späten Stunde machen möchte, und dachte an eine einzige Person — nicht mit Bedauern, nicht mit Zweifel, nicht mit Aengstlichkeit, sondern mit einer tiefen und lebhaften Ueberzeugung, daß das Glück geheimnißvoll mit dem dunkelsten Geschick verschmolzen sei. Auf und nieder wanderte sie, bis eine tiefe Stimme an ihrer Seite sagte:

„Magdalena!“

Sie fuhr nicht zusammen, sie stieß keinen Ausruf aus, obgleich ihr Herz stillstand, als Sir Clinton Carey an ihre Seite trat und ihre Hand zu seinen Lippen erhob. Er führte sie einige Schritte weiter zu einem Haufen Felstrümmer, ließ sie darauf niedersitzen und stand vor ihr. Sie hatte noch nicht gesprochen.

„Sie sind überrascht, mich hier zu sehen, Magdalena?"

„Ja."

„Und — erfreut?"

„O, ja! ja!"

Er setzte sich an ihre Seite nieder, zog sie an seine Brust und drückte seine Lippen auf die ihrigen.

„Sie halten diese Begegnung für ein seltsames Zusammentreffen, Magdalena?"

„Nein, ich denke nicht so! ich denke, Sie wußten, daß ich hier war und suchten mich auf."

„Sie haben Recht, aber wie wußte ich, daß Sie hier waren, meine Magdalena?"

„Das weiß ich freilich nicht genau; ich halte es für möglich, daß Sie mich nie aus den Augen verloren haben."

„Da haben Sie wieder Recht, Magdalena — eine häufige und regelmäßige Correspondenz mit dem Richter Washington machte mich mit den äußeren Umständen Ihres Lebens bekannt, und darin habe ich gelesen, wovon Andere nicht geträumt." Und wieder schloß er sie in seine Arme und ließ ihr glühendes Gesicht an seiner Brust ruhen. „Nun mein Geheimniß, Magdalena. Sie waren überall bei mir; in der Stadt, auf dem Schiffe, bei der Windstille und im Sturme, auf der See und im Hafen, in der großen Verwirrung Londons und in der Einsamkeit der abgelegenen Hügel meiner Heimath haben Sie mich ver-

folgt. Nie war Ihr Gesicht und Ihre Gestalt von meiner Seite abwesend; nie hat Ihre Stimme aufgehört, eine seltsame und liebliche Musik für meine Ohren zu machen; nie haben Ihre dunkel verschleierten, glänzenden Augen Ihre Blicke von den meinigen abgewendet! Nie, bei Nacht oder bei Tage, schlummernd oder wachend haben Sie mich verlassen! Magdalena! warum haben Sie mich verfolgt, gefesselt und zurückgebracht? Vertheidigen Sie sich nicht! sagen Sie mir nicht, daß Sie weit entfernt in Mississippi waren, während ich mich auf der See oder in England befand — daß Sie nie an mich schrieben — nie von mir sprachen. Wenn das auch war, so dachten Sie doch an mich, Sie träumten von mir — Sie liebten mich — Sie wünschten mich herbei — Sie folgten mir in der mächtigen Stärke Ihres Geistes! Sie haben den Flüchtling wieder und er liegt zu Ihren Füßen! Thun Sie mit ihm, was Sie wollen, Magdalena! Es ist eine so abgenutzte Redensart zu sagen: Ich liebe Sie! Ich bedarf Ihrer mehr, als Alles in der Welt oder im Himmel — ich schätze Sie mehr, als das Leben — o! dies haben Millionen Männer zu Mädchen gesagt und Keiner empfand den zehnten Theil der Kraft, die mich überwunden hat! Magdalena! reden Sie zu mir!"

Aber sie hätte nicht reden können, ungeachtet all' ihrer Selbstbeherrschung, und wäre das Heil ihrer Seele davon abhängig gewesen!

„Magdalena! mein Geschick! antworten Sie mir!“

Sie legte beide Hände in die seinigen und ließ ihren Kopf an seine Schulter sinken.

„Magdalena!“ flüsterte er bei vielen sanften Liebkosungen, „Magdalena, ich habe Ihnen etwas zu sagen — aber — nicht jetzt!“ fügte er nach augenblicklichem Nachdenken hinzu.

Der laute Schall der letzten Glocke die zum Abendessen rief, erweckte Beide aus ihrer Vergessenheit, als sie zugleich aufstanden, um in das Haus zurückzukehren. Sir Clinton legte seine Hand auf Magdalenens Hand und sagte:

„Magdalena! meine Liebe, hören Sie mich an! und ungeachtet der Seltsamkeit dessen, was ich Ihnen zu sagen habe — glauben Sie an mich — wollen Sie es — können Sie es, Magdalena?“

„Wie an den Himmel — ja!“

„Dann habe ich Ihnen Folgendes zu sagen! Sie dürfen an diesem Orte durchaus nicht thun, als ob Sie mich kennten. Verstehen Sie mich, Magdalena?“

„Ich verstehe Ihre Worte, aber nicht den Grund davon.“

„Sie sollen den Grund bald erfahren, Magdalena. Und für jetzt thun Sie mir diesen Gefallen, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Und Sie werden keinen Argwohn gegen mich hegen?“

„Wenn ich es thue, Sir Clinton, werde ich Sie aufgeben,“ sagte sie, indem sie sich verneigte und auf das Haus zuging, während er allein auf dem Sande zurückblieb. Sie trat in's Haus und setzte sich, niedergedrückt von einem Gefühl des Unrechts, der Erniedrigung und Gefahr, zum Abendessen.

Und doch konnte Magdalena nicht zornig auf ihn sein — so stolz sie war, so demüthigend sein Benehmen gegen sie von Zeit zu Zeit gewiß gewesen, konnte sie doch nicht zornig auf ihn sein. Sie wunderte sich deshalb über sich selber! sie wunderte sich, ob irgend etwas auf Erden, was er sagen oder thun möchte, das geringste, rachsüchtige Gefühl in ihrem Herzen erregen könne. Es war, weil sie ihn über Alles liebte und ihm vertraute. Ja, wenn Sir Clinton Carey auch ihren hohen Geist herunterbringt! wenn er ihren Stolz in den Staub tritt — für ihn hat sie keinen Stolz! Sie wird das Alles ertragen, und wenn er ihr sagt, daß er sie liebt, so wird sie ihm glauben gegen tausend Thatsachen, doch wenn er einmal ihre Liebe verletzt oder sich untreu zeigt, so dürfte er lieber allein und unbewaffnet einer Löwin im Walde begegnen, als Magdalenen in ihrem aufgeregten Zorne!

Früh am nächsten Morgen ging Magdalena am Strande spazieren, als Sir Clinton Carey wieder zu

ihr kam. Er forderte sie auf, sich auf den Felsen niederzusetzen, setzte sich zu ihr und faßte ihre Hand.

„Meine theuerste Magdalena," begann er, „nicht wahr, ich sagte Ihnen, daß ich Ihnen etwas mitzutheilen hätte?"

„Ja."

„So hören Sie denn, Magdalena. Sie hörten mich am Morgen sagen, als ich Sie in Prospect Hall verließ, daß ich arm, sehr arm sei — sagte ich das nicht?"

„Ja," sagte Magdalena mit leiser Stimme, denn ein unerklärlicher Schmerz bemächtigte sich ihres Herzens.

„Hören Sie mich weiter über diesen Gegenstand, mein Kind, mein liebes Kind," sagte er, sie an sein Herz drückend. „Gleich dem ungerechten Haushalter im neuen Testamente kann ich nicht arbeiten und zu betteln schäme ich mich. Ich bin noch arm, Magdalena, und die einzige Aussicht auf besseres Glück ist eine reiche Heirath oder die fortdauernde Gunst eines bejahrten und reichen Verwandten, dessen Erbe ich bin, aber dessen Gunst und Vermögen ich zugleich verlieren würde, wenn ich eine Heirath schließen wollte, die er eine unbesonnene aennen würde — hören Sie mir zu, meine Liebe?"

„Ja, ja," sagte Magdalena mit hinsterbender Stimme.

Er zog ihre Hand über seine Schulter, neigte

sich zu ihr, sah ihr zärtlich in die Augen und flüsterte mit sanfter Stimme:

„Wollen Sie mit mir nach England gehen? Wollen Sie mir Ihr Glück, Ihre Ehre anvertrauen?"

Magdalena entzog ihm ihre Hand, als hätte eine Schlange sie gestochen, wurde sehr roth, dann todtenblaß, stand auf und taumelte von ihm hinweg und würde hingefallen sein, wäre er nicht im Augenblick wieder an ihrer Seite gewesen, hätte sie zurückgeführt und auf den Felsen niedergesetzt. Dann ließ er sich auf ein Knie nieder und während sein Gesicht sich röthete, sagte er mit erstickter Stimme:

„Magdalena! Sie haben mich mißverstanden — Sie haben mich grausam mißverstanden! um Gotteswillen, Magdalena, wofür halten Sie mich? Sagen Sie, daß Sie mir trauen! sagen Sie, daß Sie in eine geheime Trauung willigen und mit mir nach England gehen wollen! Reden Sie, Magdalena?"

Die Energie seines Wesens — ihre eigenen Leidenschaften überwältigten sie; endlich aber faßte sie sich und sagte:

„Sir Clinton! reden Sie immer deutlich mit mir, ich bitte Sie. Ich rede sehr deutlich. Meine Worte lassen nie zwei Auslegungen zu — verzeihen Sie mir! Ich verstehe meine eigenen Gemüthsbewegungen, meinen eigenen völligen Mangel an Selbstbeherrschung nicht — den fast gänzlichen Mangel — denn jetzt, selbst jetzt in diesem Augenblick der großen

Aufregung will ich Ihnen keine Antwort geben; ich bin aufgeregt, ich muß ruhig werden — ich bin erhitzt, ich muß kalt werden — ich bin in der That wahnsinnig und muß wieder zu mir kommen! Verlassen Sie mich oder gestatten Sie, daß ich gehe!"

„Thörichtes, unsinniges Mädchen! Aus welchem Grunde wünschen Sie Zeit, um dies zu überlegen? Sie haben keine Eltern, welchen Sie ungehorsam werden oder die Sie verlassen — keine Verwandten, die sich darüber grämen!"

„Ich habe aber einen Sturm in meiner eigenen Seele zu besänftigen!"

Und sie stand auf und ging in's Haus. Erst am nächsten Morgen reichte sie Sir Clinton Carey ihre Hand und sagte:

„Ich will mit Ihnen gehen."

Ihre Anordnungen wurden schnell und in der Stille getroffen. Magdalena sprach ihren Wunsch aus ihre gegenwärtige Stelle am Ende des folgenden Quartals zu verlassen, mit welchem auch zugleich die Saison in dem Badeorte zu Ende war. Die Gesellschaft verminderte sich täglich. Die letzte Woche des August war gekommen und am ersten September sagte Magdalena ihren Freunden Lebewohl und reiste nach Norfolk unter der Begleitung eines Herrn und einer Dame, die dorthin reisten und die sie für die übrige Reise dem Schutze eines Reisegefährten übergaben, den sie in dem Badeorte kennen gelernt hatten, und der kein

Anderer war, als Sir Clinton Carey. In einem kleinen Dorfe, einige Meilen von Norfolk, wechselten Sir Clinton Carey und Magdalena Mountjoy jene Gelübde, die nur der Tod aufheben kann. Die einzigen Zeugen bei dieser Trauung waren Sir Clinton's Bedienter und eine junge Kammerjungfer, die Magdalena kürzlich angenommen hatte, um sie auf die Reise mitzunehmen. Gleich nach der Ceremonie kehrten sie nach Norfolk zurück, von wo sie am nächsten Morgen nach England absegelten.

* * *

Eins beunruhigte Magdalena bei ihrer Abreise. Es war Folgendes. Während ihres langen Aufenthalts bei den Lincolns hatte sie viele Briefe an Virginia geschrieben, aber auf keinen derselben eine Antwort erhalten. Endlich hatte sie an den Richter Washington geschrieben und einen Brief sehr spät erhalten, denn er war ihr durch das Land gefolgt, woraus sie erfahren, daß Virginia sehr krank gewesen, sehr langsam ihrer Genesung entgegengehe und sich auf der Insel aufhalte. Da sie noch spätere Nachrichten wünschte, so hatte Magdalena, ehe sie die Lincolns verließ, an den Richter geschrieben, doch obgleich sie lange auf seine Antwort gewartet, war dieselbe bis zu dem Tage ihrer Abfahrt noch nicht angekommen — und jetzt fühlte sie, daß ein Ocean des Schicksals, breiter als das atlantische Meer, zwischen ihnen rolle.

Sechstes Kapitel.

Das neue Leben.

Magdalena's Glück wurde nicht lange durch Bedauern um diejenigen, die sie liebte, aber verlassen hatte, gestört! Sie wußte genau, wie es war und wie es sein würde mit ihren Freunden in ihren Gedanken, Gefühlen und Handlungen gegen sie. Sie wußte, daß der Richter Washington und Virginia wiederholt an sie schreiben und daß ihre Briefe unbeantwortet bleiben würden. Sie wußte, daß sie von ihrem fortgesetzten Schweigen beunruhigt an den Major oder an Mrs. Lincoln schreiben würden und daß dann eine Aufklärung eintreten würde, die beide Theile mit Erstaunen, Kummer und Schrecken erfüllen werde; daß Major Lincoln, überrascht zu hören, daß sie nicht zu dem Schutze ihrer Freunde zurückgekehrt sei, dem Richter Washington schreiben würde, wann, wo und unter welchen Umständen, wie er glaubte, Magdalena seine

Familie verlassen habe; daß der Richter Washington, bekümmert und beunruhigt, augenblicklich eine Nachsuchung anstellen würde, um etwas über ihr Schicksal zu erfahren, was aber bei den getroffenen Vorkehrungen fehlschlagen würde; daß endlich ihr Kummer und ihre Aengstlichkeit der Zeit oder der Ueberzeugung weichen würden, daß der Gegenstand derselben todt, oder, was noch schlimmer war, gänzlich verloren und unwürdig zu leben sei. Aber wie viel mußten sie bis dahin von der Ungewißheit leiden! Wie viel mußte sie selber aus Theilnahme für sie leiden! — Aber in Hinsicht des Umfanges und der Dauer ihrer eigenen Unruhe und ihres Kummers irrte sich Magdalena. Bald fühlte sie, daß alles Bedauern, Reue und Kummer, jede Gemüthsregung und jeder Gedanke von einem unendlichen Glück verschlungen wurde. Der alte, verächtliche Grundsatz, daß die Ehe der Untergang der Liebe ist, wurde in Magdalena's und Clinton's Falle völlig widerlegt. So wie sie einander besser kennen lernten, liebten sie einander täglich mehr und waren glücklicher in ihrer gegenseitigen Liebe. Ihr Glück schien ein beständig zunehmendes Gut zu sein. Wie hatte sich Clinton seit ihrer Verheirathung verändert! War er vorher egoistisch, arrogant und launenhaft gewesen, so konnte kein Liebender uneigennütziger, ergebener und beständiger sein, als er es jetzt war. Es lag fast etwas Flehendes und Abbittendes in den Diensten, die er ihr leistete. Und was Magdalena betraf,

ihr Herz schmerzte bei der Fülle ihrer Dankbarkeit. Liebe und Freude und dieses Uebermaß des Lebens nahm eine seltsame Wendung.

Es war September und die Reise in jeder Hinsicht angenehm. Als man das Land nicht mehr sah, erregte das unermeßliche Panorama des unbegrenzten Wassers alle Stärke, und der erhabene Glanz der aufgehenden und untergehenden Sonne auf der See entzündete alles Feuer von Magdalena's starker und glühender Begeisterung, und diese Leidenschaft für das Erhabene und Schreckliche führte das Verlangen herbei, in einem heftigen Sturme auf der See zu sein! Sie fühlte, daß ihr eigener starker, kräftiger und halbwilder Geist auf gleiche Weise in dem wilden Streite der Winde und Wogen, so wie unter den kräftigen Regungen des Schreckens, des Kummers und der Verzweiflung, die sie bei den Männern hervorbringen mußte, schwelgen würde. Und dies sagte sie Sir Clinton in einem Augenblicke des heiteren Vertrauens mit gerötheter Wange und sprühendem Auge. Er ergötzte sich lebhaft an ihrer frischen Freude, lachte fast laut, liebkos'te sie und rief:

„O, Magdalena, wie neu stellst Du mir das Leben dar! Wie wird es mich erfreuen, mit Dir das Festland von Europa zu besuchen! Deine schönen Augen zu dem Gipfel des Montblanc sich erheben und in dem Lichte der Gletscher schwelgen zu sehen! Diese Wangen und Lippen glühen zu sehen unter dem strah-

leuden Himmel Italiens und Deine ernste und glühende Seele in eine ihrer tiefen und schönen Träumereien unter den Ruinen der Größe der alten Welt versinken zu sehen! O, Magdalena! ein schönes, geistreiches und glühendes Landmädchen mitzunehmen, um die Wunder der alten Welt zu sehen! Welch' ein neues Gefühl des Daseins liegt darin!"

Aber hinsichtlich des gewünschten Sturmes auf der See, sollte Magdalena's zerstörungssüchtige Erhabenheit der Stimmung nicht um einen so kostbaren Preis befriedigt werden. Die Reisenden hatten ein schnellsegelndes Schiff, schönes Wetter und günstige Winde und sie machten die Ueberfahrt in etwas weniger als einem Monat.

Es ist nicht meine Absicht, Magdalena's und Clinton's Leben in den nächsten Monaten ausführlich zu beschreiben. Sie landeten in Liverpool, aber ohne England zu besuchen, fuhren sie sogleich über den Kanal, um ihre Reise durch das Festland anzutreten. Sie brachten die übrigen Herbstmonate October und November in Deutschland und in der Schweiz zu; und ihre ehrfurchtsvolle Begeisterung für die mächtigen Alpen und ihre Bewunderung der erhabenen und schönen Scenerie und der grauen, alten Ruinen am Rhein übertraf seine höchsten Erwartungen und ermunterte und erfrischte ihn gleich einem Bade in der Quelle der Jugend. Zu Anfang des December reis'ten sie nach Italien und hier führte ihr lebhaftes

Interesse an den herrlichen Berichten der alten Welt die Tage seiner eigenen ersten und glühenden Begeisterung zurück und er wurde niemals müde, eine Ruine, eine Reliquie, ein Gemälde oder eine Statue zu einem Gegenstande der Geschichte, der Ueberlieferung oder der Poesie zu machen, um denselben in ihrem Herzen ein tieferes Interesse zu verleihen. Und Magdalena fühlte diese vollkommene Sympathie, diese beständige Hingebung und sah, daß die volle Dankbarkeit und Liebe ihrer Seele so groß sie war, für seine Verdienste nicht hinreichte.

Sie gingen nach Sicilien, und dort, unter dem sonnigen Himmel und den prächtigen Landschaften, brachten sie in einem Palaste, wo Alles, was Reichthum, Geschmack und Liebe zum Luxus nur erschaffen konnten, sich zu einem irdischen Paradiese vereinten, den Winter zu. Und hier in dieser herrlichen Zurückgezogenheit entdeckte Magdalena jeden Tag neue überaschende Schönheiten und Reize in einem Herzen und Geiste, dem selten ein Anderer an Tiefe und Stärke der Leidenschaft, an Gewalt und Originalität des Gedankens, so wie an Stärke und Glanz des Ausdrucks gleich kam. Jeden Tag bewunderte und liebte sie ihn mehr, bis ihre Liebe und Bewunderung sich zur Verehrung, Anbetung und Abgötterei neigte! Und je länger sie sein Bild betrachtete, desto herrlicher und göttlicher wurde es vor ihren Augen. Sie dachte mit geheimer Freude daran, wie verschieden ihre Lage von

der der meisten anderen Frauen sei, die anfangs nur die besten und oft falschen Eigenschaften ihrer Geliebten sehen und nichts als Fehler zu entdecken und Täuschungen zu beklagen haben. Sie hatte gleich anfangs seine Fehler gesehen und ihn ungeachtet derselben geliebt — und jetzt schienen diese Fehler zu verschwinden und seinen Charakter ganz rein und klar zurückzulassen, während sich beständig neue, vortreffliche Eigenschaften offenbarten. Sie zweifelte nie an der Wirklichkeit dieser Veränderung und fragte nie, ob er nicht doch im Herzen derselbe sei — ob es nicht die Verschiedenheit ihres Verhältnisses sei, welche die Verschiedenheit in seinem Benehmen hervorbringe — ob er nicht den Unterschied in der Stellung zwischen Sir Clinton Carey's Gattin und der Enkelin des Verwalters für groß genug halte, um einen Unterschied in seinem Benehmen zu rechtfertigen. Nichts von dem, was er jetzt sagte oder that, zog sie in Zweifel oder hatte dagegen etwas einzuwenden. Sie war zu glücklich, ihr Glück als gesichert zu betrachten. Dies war der glücklichste Winter, den sie je verlebt hatte.

Zu Anfang des Frühlings verließen sie zu Magdalena's großem Bedauern ihr sicilianisches Paradies. Sie gingen nach Paris, wo Magdalena bald der Mittelpunkt eines glänzenden Zirkels von Dichtern, Schöngeistern und Philosophen beider Geschlechter wurde, deren anziehendes und bezauberndes Benehmen, deren glänzende Unterhaltung, deren auffallende Ori-

ginalität des Gedankens und deren kühne Schlüsse einen weniger strengen und unbeugsamen Geist, als den unseres Indianermädchens bezaubert und hingerissen haben würde. Oft nachdem sie einen Abend in einer solchen Gesellschaft zugebracht hatte — wenn ihr Verstand aufgeregt, während alle ihre vorgefaßten Meinungen erschüttert waren und alle ihre früher gehegten Ideen sich empörten und sie bei einem mächtigen neuen Eindrucke schwankte — da pflegte sie Clinton aufzusuchen und in dem Heiligthume des Vertrauens von diesen Gegenständen zu reden und er liebkos'te sie mit halb väterlichem, halb zärtlichem Lächeln und zeigte sich erfreut, daß sie nicht erschrocken sei — denn so erklärte er noch immer die unveränderte Wange, die unerschütterte Stimme und die vollkommene Ruhe des Benehmens, womit sie sprach und die nicht dem Mangel an moralischer Regung, sondern dem Uebermaße der physischen Stärke zuzuschreiben war. Magdalena war erschrocken — aber es war das einzige, wirkliche oder eingebildete Phantom, welches sie möglicherweise in Schrecken setzen konnte — nämlich der Zweifel und die Furcht wegen ihres künftigen Glücks mit ihm; und in ihrer vollkommenen Aufrichtigkeit sagte sie ihm dies eines Abends. Sie erinnerte sich ihr ganzes Leben an diesen Abend. Sie saßen auf einem Sopha in ihrem Zimmer. Er legte seinen Arm um ihren Hals, zog ihren Kopf an seine Brust und blickte sie lange und tief an, als wollte er in

ihrer Seele lesen — als wollte er seinen durchdringenden Blick in die Tiefen ihres Geistes senden — in das Land, welches ihrer eigenen Selbstkenntniß verborgen war — — er prüfte ihren noch unbekannten und unentwickelten Charakter und prophezeihte daraus ihre Zukunft! Seine Augen dagegen drückten Kummer, Mitleid und Schrecken aus, als er mit erweiterten Pupillen sie anblickte, sie langsam abwendete und mit tiefer Stimme rief:

„Mein Gott, Magdalena! wenn ich mich die ganze Zeit über in Dir geirrt hätte! wenn ich Dir das größte Leid zugefügt hätte, während ich Dir die größte Wohlthat erweisen wollte!“

Und er schob sie von sich und ging eine Weile in großer Unruhe im Zimmer auf und ab.

Das war der erste schmerzliche Eindruck, den Magdalena je von ihm empfangen hatte — und ich hätte beinahe gesagt, der letzte. Von der Zeit an wurde er noch sorgsamer für ihr Glück. Alles, was die zärtlichste Neigung ihm nur eingeben konnte, wurde für sie gethan. Vor ihrer Verheirathung hatte er gesagt, daß er arm, sehr arm sei, doch jetzt schien er keinen Mangel an Geld zu haben und keine Kosten zu sparen. Alles, was die Phantasie nur erdenken und der Reichthum erkaufen konnte, wurde für sie angeschafft. Für Magdalena lag fast etwas Schmerzliches in dieser übermäßigen Fürsorge. Es machte den Eindruck auf sie, als wäre sie zu einem unglücklichen

Schicksale bestimmt. Es glich dem aufopfernden Bemühen, welches wir den Sterbenden oder denen, die bald sterben werden, widmen. Magdalena fühlte, daß sie weder für ihre abnehmende Gesundheit, noch für das bevorstehende Unglück so vieler Sorgfalt bedürfe.

Es war wieder September — gerade ein Jahr nach ihrer Verheirathung, als Sir Clinton Carey eines Tages in das Zimmer trat, wo sie seiner wartete, ein Paket Briefe auf den Tisch legte, sich niedersetzte und sie zu sich rief. Sie kam und setzte sich auf sein Knie, während sie den einen Arm um seinen Hals schlang, während er das Paket öffnete — aber dann sagte er wie bei weiterem Nachdenken:

„Es wird Dir nichts daran liegen, den Brief vorlesen zu hören, Magdalena! — Er enthält die Nachricht, daß mein Verwandter, der Lord Cliffe, seinem Ende nahe ist und sein Rechtsanwalt, der auch zugleich der meinige ist, schreibt mir, sogleich nach London zu kommen."

„Und Du reisest morgen — vielleicht schon heute ab?" fragte Magdalena.

„Nicht so, meine Liebe. Ich muß vorher für Dich sorgen — denn natürlich wirst Du einsehen, liebe Magdalena, daß ich Dich unter diesen Umständen jetzt nicht nach England bringen kann."

„Ich kann es mir denken," sagte Magdalena mit einem Seufzer und einem erzwungenen Lächeln; „aber Theuerster, denke nicht an meine Bequemlichkeit

— Du denkst viel zu viel daran und zu wenig an Dich selber und andere Leute. Geh sogleich. Verlasse morgen Paris — noch diesen Abend — denn, wenn Du einen Tag zögertest, möchtest Du Deinen bejahrten Verwandten nicht wiedersehen, und Wünsche der Sterbenden sollten als Befehle gelten. Reise noch diesen Abend ab oder Du möchtest ihn nie wiedersehen! Mich kannst Du später sehen. Ich bin jung und besitze eine unzerstörbare Gesundheit und werde ein halbes Jahrhundert oder länger leben, um Dich zu beglücken oder zu plagen. Ich lasse Dich frei! Reise sogleich ab und laß mich abholen, sobald Du kannst."

Er neigte seinen Kopf über sie und schauderte, indem er sie an seine Brust drückte und seine Stimme bebte, als er sagte:

„Nein, Magdalena! ich kann Dich an diesem Orte nicht zurücklassen. Ich werde erst in mehreren Tagen von Paris abreisen!"

Sie konnte ihn nicht überreden, es zu thun — auch bedauerte sie seine Unbeugsamkeit in dieser Hinsicht nicht.

Wir halten es oft für unsere Pflicht, Jemand zu einer Handlungsweise anzutreiben, obgleich wir nicht umhin können, zu hoffen, daß er dieselbe nicht befolgen werde.

Den ganzen folgenden Tag hatte Sir Clinton Carey mit Geschäften zu thun. Am Morgen des

dritten Tages kam er in Magdalena's Boudoir und forderte sie zu einer Fahrt auf. Sie war bald bereit; er nahm ihren Arm und führte sie die Treppe hinunter, dann setzte er sie in den Wagen, der vor der Thür wartete, stieg selber ein, setzte sich an ihre Seite und gab dem Kutscher die Anweisung, wohin er fahren solle. Sie fuhren durch die Stadt und dann eine Strecke auf's Land hinaus, bis der Wagen vor dem Thor einer kleinen aber eleganten Villa von weißem Marmor an dem Ufer der Seine, anhielt. Der Kutscher stieg ab, öffnete den Wagenschlag und ließ den Tritt herunter. Sir Clinton Carey stieg aus, war Magdalena beim Aussteigen behülflich, die ihm fragend in's Gesicht blickte, nahm dann ihren Arm und führte sie in's Haus.

„Bist Du ermüdet, Magdalena?" fragte er sanft, als sie in's Haus traten.

Sie blickte mit seltsamem Lächeln auf und fragte: „Wann war ich es je, Clinton?"

„Dann will ich Dich sogleich durch das Haus führen, und ich wünsche, daß Du die Ausstattung desselben kritisiren mögest. Es gehört einem guten Freunde von mir, für dessen Wohnsitz ich es eingerichtet habe. Komm!" Und ihre Hand fassend, führte er sie durch die glänzend ausmöblirten Zimmer. „Nun, Magdalena, was fehlt noch, um es vollkommen zu machen?" sagte er, indem sie sich in einem schönen Boudoir auf ein Sopha niederließen.

„Nur Eins!"

„Was? es soll angeschafft werden, wenn die Erde es besitzt!"

„Mache keine unbesonnenen Versprechungen. Um es vollkommen zu machen, bedarf dieses Haus eines Herrn und einer Herrin, die einander lieben, wie wir. Ist die Dir befreundete Person verheirathet?"

„Bist Du verheirathet, Magdalena? Denn dieses Haus ist Dein."

Magdalena war verwirrt und erfreut bei dieser Ankündigung. Sie wunderte sich, daß Sir Clinton eine Villa gekauft hatte, gerade als sie im Begriff waren, Frankreich zu verlassen, und mit ihrer gewohnten Offenheit sprach sie es aus.

„Es kann mehrere Monate währen, ehe mein Geschäft in England es mir möglich macht, Dich hinüberkommen zu lassen, Magdalena! Inzwischen wünsche ich, daß Du hier völlig bequem eingerichtet sein mögest. Diese Villa ist ein sehr wünschenswerther Besitz und ein sehr angenehmer Aufenthalt. Es ist eine sehr angenehme Fahrt bis zu den Tuilerien, und wenn wir in einem anderen Jahre nach Paris kommen, wird es angenehm sein, dieses Haus hier zu haben."

„Und ich bin die Person, für die Du es eingerichtet hast?" sagte Magdalena.

„Ja, — ich wollte es Dir nicht gleich Anfangs sagen, Theuerste, weil ich wußte, daß Du in dem

Falle keinen Mangel nennen würdest, den Du etwa finden möchtest — ich hielt es für möglich, wenn Du der Meinung wärest, daß dieses Haus für eine andere Person eingerichtet gewesen wäre. Ich bin erfreut, daß es Dir gefällt, meine Liebe — denn es gefällt Dir, nicht wahr?" fragte er liebkosend.

„Clinton, Du überschüttest mich mit Freundlichkeit, Du bringst mich zum Schweigen. Ich habe durchaus nichts zu sagen, was nicht völlig unzureichend wäre, um mein Gefühl von Deiner Güte auszusprechen."

„Ja, ich bin gut in einigen Dingen, und ich hoffe und wünsche, daß Du auch ferner so denken mögest! Ich habe Dein höchstes Glück gewollt, Magdalena. Ich habe darnach gestrebt mit glühendem Herzen und klopfendem Gehirn, auch wenn es schien, als ob ich Dich nicht sehe, Magdalena! Ich habe nach Deinem Besten gestrebt, wie nur je ein Hofmann nach Hofgunst! Und dies war um so schwieriger und verwickelter, und quälte mein Herz und Gehirn um so mehr, weil ich wünschte, Dein Glück zu begründen, ohne Jemand anders auch nur auf einen Augenblick Schmerz zu bereiten! Ich liebte Dich so sehr, Magdalena! ich wußte, daß Du mich liebtest! und zuweilen, wenn die Klugheit mir eine Kälte vorschrieb, die ich niemals fühlte, Magdalena, bemerkte ich, wie Deine Augen in die meinigen blickten um die ganze Tiefe meiner Seele zu lesen!"

„Und ich las Dich richtig?"

„Ach!“ sagte Clinton mit Bitterkeit.

„Ja, es war so! ich hegte nie den Verdacht, daß Du Spott und Verachtung gegen mich empfindest. Wie konnte ich das argwöhnen?“

„Ich that es nie, Magdalena!“

„Ich wußte vom ersten Abend an, als wir einander begegneten, daß Du mich liebtest!“

„Ja, das that ich, Magdalena! und von der Stunde an beherrschte mich ein einziger Gedanke! Dein Glück! Doch, großer Gott! es ist mir fehlgeschlagen!“

„Es war meine eigene Schuld!“

„Ja, Magdalena! doch nicht weniger mein schreckliches Unglück!“

„Du sprichst zu empfindlich darüber, mein theuerster Freund! ich bin sehr glücklich, nur werfe ich mir vor, daß ich nicht dieselbe große Besorgniß für Dein Glück empfinde, die Du für das meine empfindest.“

„Und doch, Magdalena, liegt etwas in Deinem Auge — etwas auf Deiner Stirn, was kein Glück ausdrückt. Du bist die Seele der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Was ist es? sage es mir!“

„Ich will es! es ist, weil Alles, was nicht einfach und gerade, deutlich und unverkennbar ist, mich schmerzt. Worte und Sätze, die nicht die völlige Wahrheit ausdrücken, oder die mehr als die Wahrheit ausdrücken, oder die mehr als eine Erklärung zulassen, kränken mich, kränken mich immer tief und besonders

tief von einer Person, die ich liebe. Du wendest solche Ausdrücke an und sie verursachen mir Unruhe. Es scheint undankbar von mir, so zu fühlen, aber ich kann nicht anders! Es scheint unverschämt von mir, es zu sagen, aber Du verlangtest meine Gedanken zu wissen, und ich verberge Dir nichts! Du bist so zurückhaltend, so geduldig, daß ich keine Furcht hege, Dich zu beleidigen! Ich verabscheue mich selbst, so zu fühlen und dies auszusprechen! Räche Dich, auf welche Weise Du willst, Clinton! Ich will mich unterwerfen!"

„Ach, Magdalena!" begann er, und hielt dann inne. Bald darauf umarmte er sie und sagte: „Laß uns von etwas Anderem reden!"

„Ja, von Deiner Reise nach England und von der Laufbahn, die sich vor Dir öffnet! Du erbst den Titel und die Besitzungen des Lord Cliffe! Das ist schätzbar, aber am schätzbarsten ist ein Schritt in eine nützlichere Sphäre der Handlung. Du wirst in das Haus der Lords kommen! O, Clinton, wie hat es mich verlangt, Dich im öffentlichen Leben zu sehen! Wie ungeduldig war ich, Dich die Jahre Deines Mannesalters und Deine glänzenden Talente in Unthätigkeit und Genuß verschwenden zu sehen! O, Clinton! ich habe großen Ehrgeiz, mächtigen Ehrgeiz für Dich gehabt! Jetzt ist all' mein Ehrgeiz in dem Streben nach Deinem glücklichen Erfolge untergegangen! O! ich werde mich so verherrlicht fühlen in

Deinem Ruhme! so groß in Deiner Größe! so fürstlich in Deinem hohen Range! Denn, Clinton, Du wirst groß und herrlich sein; und wenn Du auch nicht den Namen eines Fürsten hast, so wirst Du doch die Macht eines Fürsten haben! Du wirst die Gewalt hinter dem Throne sein, die größer ist, als der Thron selber! Du wirst die Nationen der Erde durch die Kraft des Geistes beherrschen! Clinton, Du weißt, daß ich keine leicht erregbare Enthusiastin bin! Ich besitze Enthusiasmus, aber er ist tief und wird nur bei großen Begebenheiten in Bewegung gesetzt und dann regt er sich gewaltig! Ich wollte es gebe eine Macht, die selbst Dich zu einer Laufbahn der Größe antreiben könnte! Clinton, ich wünschte, daß die Menschen auf Dich deuteten und sagten: „„Dies ist der größte Mann der Welt! der größte Staatsmann der Welt!““ Und alle jene Macht sollte in einen Segen für die Menschheit verwandelt werden! Ich würde einen menschlichen Ehrgeiz durch eine göttliche Wohlthätigkeit heiligen!“ Ihr Kopf war erhoben, ihre Wangen glühten, ihre rothen Lippen öffneten sich, ihre Augen funkelten, während sie sprach; aber plötzlich, wie durch einen Zauber, war Alles in ihr verändert. Sie fuhr heftig zusammen und schauderte sehr. Ihr Blick senkte sich, ihre Wange erblaßte, ihre Lippen wurden aschfarbig, und sie war im Begriff zu fallen, als er sie auffing und rief:

„Mein Gott, Magdalena, bist Du krank?“

„Nein — still! Nichts! mir ist besser!“ sagte sie unzusammenhängend.

„Was ist Dir? Du zitterst noch!“

„Es ist nichts! wirklich nichts!“

„Was ist oder war denn dieses Nichts, welches Dein plötzliches Unwohlsein verursachte? Sage es mir, Magdalena, Du verhehlst mir sonst nichts.“

„Es — es war — ein Traum!“

„Ein Traum!“

„Oder vielmehr die plötzliche Darstellung einer Scene aus einem Traum!“

„Magdalena, welcher Unsinn, meine Liebe!“

„Rede nicht davon! vergiß es, ich bitte Dich!“

„Ich habe Dich nie so heftig erschüttert gesehen!“

„Vergiß es, ich bitte Dich!“

„Schatten haben diese Nacht mehr Schrecken in Richard's Herzen erregt, als zehntausend Männer es vermocht hatten. Willst Du mir nicht diesen erinnerten Traum mittheilen, Magdalena?“

„Nicht jetzt! nicht jetzt! O, ich bitte Dich, rede nicht mehr davon!“ sagte sie. Und erstaunt über diese beispiellose Schwäche und diese fortdauernde Aufregung schwieg Sir Clinton.

„Laß uns nach Hause zurückkehren!“ sagte Magdalena, sobald sie einigermaßen ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte.

Und sie verließen die Villa, stiegen in den Wagen und kehrten nach Paris zurück.

* * *

Als sie an jenem Abend von Clinton's baldiger Abreise und von Magdalena's längerem Aufenthalte in Frankreich sprachen, sagte Clinton:

„Bei den Anforderungen Deines täglichen Lebens, Magdalena, wirst Du eines vertrauten Freundes bedürfen, und ich möchte Dich wohl unter dem Schutze eines solchen wissen. Befindet sich unter all den Männern, die ich Dir vorgestellt habe, ein einziger, für den Du größere Freundschaft empfindest, oder in den Du ein höheres Vertrauen setzest, als in die Uebrigen? Sage es mir, Magdalena."

Sie dachte einige Augenblicke nach und erwiederte dann:

„Nein, es ist Niemand da! Es sind mehrere, die ich bewundere — einige, die ich schätze — und einer oder zwei, die ich hochachte! aber es ist kein einziger da, für den ich ein besonderes Interesse empfinde."

„Es ist mir leid, Magdalena! ich möchte Dich gern unter Jemandes Schutze zurücklassen und wissen, wem Du den Vorzug giebst."

„Ich kann für mich selber sorgen, lieber Clinton."

„Ja, meine Liebe, in den Wäldern, auf den Feldern und an den Ufern der Chesapeakebucht besser, als

an den Ufern der Seine! Ich kann Dich nicht unbeschützt zurücklassen, Magdalena!"

„Was denkst Du wird mir begegnen? — Nun, wenn es Deinen Geist beruhigen kann, so magst Du Monsieur de Ville bitten, sich nöthigenfalls meiner anzunehmen."

„Jenen scheußlichen, alten Satyr —"

„Jenen beißenden, alten Satiriker, meinst Du? Ja, er gefällt mir! Mir gefällt seine heitere Zerstörungssucht, wie mein virginischer Hausgeist, Bruin, sagen würde — seine bittere Ironie, wie wir es nennen!"

„O, Magdalena, Du findest Geschmack an Ungeheuern! Nun, so sei es — er ist aufrichtig, tapfer und bieder!"

„Das ist es, was ich an ihm liebe! Er würde nicht aufrichtig und bieder sein, wenn er nicht tapfer wäre, oder tapfer ohne aufrichtig und bieder zu sein."

Am nächsten Morgen führte Sir Clinton Magdalena zu der Villa an der Seine, und brachte dort die letzte Nacht seines Aufenthalts in Frankreich mit ihr zu. Bei Tagesanbruch war der Wagen vor der Thür in Bereitschaft, um ihn nach Paris zu bringen, von wo er nach England zurückkehren wollte. Natürlich war das Scheiden selbst auf wenige Monate zwischen denen, die einander so innig und ausschließlich liebten, sehr schmerzlich. Magdalena besaß oder zeigte wenigstens mehr Standhaftigkeit, als Clinton. Sie trennten

sich am Wagen und Clinton stieg mehrmals wieder aus, drückte sie an seine Brust und rief:

„O, Magdalena! wir wissen nicht, was in dieser Welt geschehen kann! wir können nicht prophezeihen, was ein Tag uns bringen wird! aber o, Magdalena! was auch immer geschieht, glaube mir, daß ich Dich liebe! Denn beim Himmel, ich liebe Dich! ich liebe Dich!" wiederholte er, indem er sie an sein Herz drückte. „Denke so gut wie Du kannst von mir, Magdalena! Lebe wohl!"

„Gott segne Dich, Clinton!" sagte sie mit Innigkeit.

„Lebe wohl! lebe wohl!" rief er, indem er sie einen Augenblick fast wild an seine Brust drückte und dann in seinen Wagen sprang, der jetzt davon rollte und bald ihren Augen entschwunden war. Magdalena kehrte in die Villa zurück und empfand den tiefsten Schmerz bei dem Gedanken an seinen Schmerz beim Scheiden von ihr, doch fühlte sie sich beruhigt bei jenem Beweise von seiner Zärtlichkeit für sie.

Seine Worte und sein Benehmen waren in der letzten Zeit unerklärlich gewesen. Es lag immer eine verborgene Bedeutung darin, die ihren Frieden ernstlich gestört haben würde, hätte sie nicht gewissenhaft und beharrlich aus ihrem Geiste verbannt, was geeignet war, einen Zweifel oder Verdacht gegen ihn zu erregen.

An jenem Tage kam ihr kleiner Beschützer zu ihr, um ihr die Nachricht von Clinton's Abreise aus

Paris zu überbringen und ihre Befehle zu irgend einem Dienste, der zu erfüllen in seiner Macht stehe, zu erhalten. Magdalena dankte ihm und versprach, ihn in Kenntniß zu setzen, wenn sie des Beistandes und Trostes bedürfen sollte.

Bald begann Magdalena ihre Einsamkeit in diesem fremden Lande zu fühlen. Dies war nicht die unmittelbare Wirkung ihrer Einsamkeit, aber Tag für Tag empfand sie dieselbe mehr und mehr.

Sie würde in Schwermuth versunken sein, aber mit einer mächtigen Anstrengung ihres Willens wendete sie ihre Gedanken von sich selber und von ihrer Lage ab und richtete sie auf ein Werk, welches sie längst zu schreiben beabsichtigt hatte, nämlich eine neue Tragödie, welche die Geschichte der Johanna d'Arc behandeln sollte, die sie in französischen Versen schreiben und dem ersten Theater in Paris anbieten wollte. Dies war eine aufregende Arbeit, die alle ihre Geisteskräfte in Anspruch nahm, und als Magdalena sich einmal für den Fortschritt desselben interessirte, arbeitete sie Tag für Tag daran, vertiefte sich in ihre eigene Schöpfung, und verlor alles Bewußtsein ihrer wirklichen Lage bei ihrem idealen Dasein. So vergingen die ersten Wochen von Clinton's Abwesenheit und ihr Drama war zu ihrer eigenen Befriedigung vollendet, ehe sie sich zu wundern begann, warum Clinton nicht schreibe.

„Er ist beschäftigt und hat sich in sein Thun und

Treiben vertieft, wie ich es gethan. Ohne Zweifel werde ich bald von ihm hören! oder wenn ich keinen Brief bekomme, wird er nächstens selber bei mir eintreten! anstatt zu schreiben wird er selber kommen!"

Sie legte ihr Drama zuerst Monsieur de Ville vor, da sie sich überzeugt hielt, daß, wenn es seine beißende und scharfe Kritik aushalte, es die strengste und schärfste Prüfung bestanden habe, welcher eine solche Arbeit unterworfen werden könne. Der alte Mann nahm es mit manchen beißenden Sarkasmen, die der Verfasserin kein großes Glück verhießen, mit nach Hause.

An jenem Abend schrieb Magdalena an Clinton — nicht um sich über sein Schweigen zu beklagen, nicht um Aengstlichkeit auszudrücken, denn sie gab sich nie Schwächen dieser Art hin — sondern um ihm von ihren Beschäftigungen und ihren Hoffnungen zu erzählen, ihn zu fragen, ob er nicht bald komme, und ihn zu bitten, wenigstens zu schreiben. Diesen Brief beschloß sie durch Monsieur de Ville besorgen zu lassen, wenn er am nächsten Tage zu ihr komme. Der alte Mann fand sich bei Sonnenuntergang ein. Magdalena konnte nichts aus seinem verschlossenen Gesicht errathen, da sie aber eine Person war, die keinen Augenblick des unnöthigen Aufschubes ertragen konnte, so begann sie sogleich mit dem Gegenstande ihrer Gedanken und sagte:

„Vielleicht haben Sie Zeit gehabt, mein Drama durchzusehen, mein Herr?"

„Vielleicht nicht, Madame! Vielleicht hat mich dieses Drama gestern um einen ganzen Tag gebracht. Vielleicht nahm ich es in die Abendgesellschaft der Madame de B. mit und las es ihrem Zirkel vor. Vielleicht machte es einige Sensation — einige Aufregung — und Alle wollten den Namen des Verfassers wissen! Ich wollte ihn nicht nennen und Sie können sich leicht den Erfolg meines beharrlichen Schweigens vorstellen!"

„Sie schrieben Ihnen das verleugnete Kind zu!"

„So ist es. Wie erröthete ich! Kein Mädchen wurde je röther! Aber wie viel schmerzlicher erröthete ich, als sie die Verfasserin erriethen und ihren Irrthum entdeckten! Nun, Madame, da Schnelligkeit bei solchen Dingen eine Hauptsache ist, so benutzte ich die erste Begeisterung dieses Zirkels und bat um die Verwendung und Empfehlung der Herren D. und E., so wie der Madame M. bei Leviere, dem Intendanten des Theaters, um es aufzuführen. Monsieur D. besuchte diesen Morgen Leviere. Kurz Leviere sah das Drama an, schickte es an Madame Henriette und endlich erhielt ich diesen Nachmittag ein Billet von Leviere, worin er mich benachrichtigte, daß die Tragödie angenommen sei und wahrscheinlich in wenig Wochen zur Aufführung kommen werde. Ich kam sogleich mit der Nachricht zu Ihnen!"

„Tausend Dank! — aber —"

„Nun, Madame! Sie wollten fragen — ?"

„Haben Sie keine Briefe von England erhalten?"

„Pah! ich theile Ihnen eine Nachricht mit, die Sie überglücklich machen sollte, und Sie fragen mich nach Briefen aus England! Wollen Sie denn noch immer an jenen Kerl denken?"

„Ich will Ihre Güte so weit in Anspruch nehmen, Sie zu bitten, einen Brief nach Paris mitzunehmen und ihn auf die Post zu geben, wenn Sie so gefällig sein wollen."

Mit einem Seufzer und einer spöttischen Bemerkung empfing der alte Herr den Brief und steckte ihn in die Tasche; dann empfahl er sich.

Nachdem Magdalena so ihren Brief abgeschickt hatte, empfand sie in dieser Hinsicht keine weitere Unruhe. Sie hielt sich überzeugt, daß sie bald eine Antwort von Clinton erhalten würde.

Nachdem sie ihr Werk vollendet hatte, hielt sie keine andere Beschäftigung zu Hause zurück. Sie ging nach Paris und besuchte oft die literarischen Abendgesellschaften der Madame de B.

Die nächsten Wochen, während welcher die neuen Anzüge und die neue Scenerie zu dem Drama besorgt und die bereits begonnenen Proben fortgesetzt wurden, waren voll des lebhaften Interesse für sie. Die Auserwählten der literarischen Zirkel von Paris besuchten die täglichen Proben, und schon erreichte das heran-

nahende Geräusch des bevorstehenden Triumphes ihre Ohren.

Endlich kam der ereignißreiche Abend, wo die Tragödie vorgestellt werden sollte. Schon zu einer frühen Stunde des Tages waren sämmtliche Billette verkauft. Das Haus war gefüllt. Magdalena von ihrem Ungeheuer, ihrem Hausgeist, ihrem Dämon, wie Monsieur de Ville genannt wurde, begleitet, saß in einer besonderen mit Vorhängen versehenen Loge.

Es war ein Abend des vollständigen und ununterbrochenen Triumphes. Die erste Scene wurde mit herzlichem Beifall begrüßt. Das Interesse der Zuhörerschaft war lebhaft für den Fortschritt des Stücks in Anspruch genommen und die Aufregung nahm bis zum Schlusse des ersten Acts zu, als der Vorhang bei einem Beifallssturme fiel, wie nur ein französisches Publicum ihn für eine Lieblingsschauspielerin in einem sehr gelungenen Drama erheben kann.

„Himmel! was denken Sie davon?“ fragte der Dämon im Tone des theilnehmenden Triumphes.

„Daß das Publikum diesen Abend in guter Laune ist.“

„Und die Darstellerin auch, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht. Mademoiselle Henriette genügt mir nicht. Sie ist ein hübsches, graziöses und talentvolles Frauenzimmer, aber sie hat nicht Charakterstärke genug, um Johanna d'Arc aufzufassen!“

„Sie könnten sie besser spielen?“ fragte der

Hausgeist mit einer seltsamen Verschmelzung der Wahrheit und des Sarkasmus in seinem trockenen Tone.

„Ja," antwortete Magdalena ruhig, „ich könnte sie besser spielen."

Der Triumph des Abends erhob sich bei jedem Acte des Stücks höher und beim Schlusse fiel endlich der Vorhang unter einem Sturme der begeisterten Aufregung, wie man ihn selten selbst in einem französischen Theater erlebt.

„Nun, was sagen Sie denn dazu?" rief Monsieur de Ville, indem er Magdalenen den Shawl um die Schultern warf, als sie im Begriff waren, die Loge zu verlassen. „Haben Sie je in Ihrem ganzen Leben einen größeren Triumph, eine lebhaftere Freude empfunden?"

„Ja, mehrmals in meinem Leben. Im letzten Monat empfand ich einen größeren Triumph, eine lebhaftere Freude, als ich das Drama zu meiner eigenen Befriedigung vollendet hatte, ohne welche es dennoch hätte Erfolg haben können, aber der Erfolg würde nur ein bitterer Spott über mein eigenes Gefühl des Mißlingens gewesen sein!"

„Sie wußten, daß es Erfolg haben sollte! Sie wußten aber nicht, daß es Erfolg haben würde! Jetzt wissen Sie, daß es Erfolg gehabt hat! Sind Sie nicht glücklich? Empfinden Sie keinen Triumph?"

Diesen Triumph empfand Magdalena nicht! Sie war lebhaft dankbar und fühlte sich sehr glücklich;

aber es war keine Stimme in ihrem Herzen, welche fragte:

„Was macht, daß Du von Anderen verschieden bist? — Es heißt: Wahrlich ich sage euch, welchen viel gegeben ist, von denen wird man viel fordern.“

Die Dankbarkeit für die ihr frei gewährte Kraft, das Vergnügen, welches sie an der Ausübung derselben fand, die Freude an dem Triumphe, Alles gewährte ihr ein starkes Gefühl der Verpflichtung gegen Gott und flößte ihr den Wunsch ein, eine so glückliche Gabe durch große Nützlichkeit zu heiligen.

* * *

Früh am nächsten Morgen ritt der kleine Monsieur de Ville wieder zu der Villa an der Seine.

„Nun, Madame Löwin, wie befinden Sie sich an diesem Morgen nach dem Fieber des letzten Abends?“ sagte er und Magdalena lächelte ernst. „Ganz Paris ertönt von diesem Triumph! Ich zweifle nicht, daß das Drama an hundert Abenden wird gespielt werden. Nun, was sagen Sie? Nichts? Pah! Es giebt Nichts im Leben, was die Selbstschätzung einer erfolgreichen jungen Debütantin übertrifft!“

„Mit Ausnahme der Einbildung eines alten Schauspielbesuchers!“ konnte Magdalena nicht umhin zu antworten.

„Ah! gut! ich habe außerdem noch andere Nachrichten! eine Menge Briefe aus England! Ha! wird

dies Ihre ruhige Hoheit bewegen? Hier sind sie also!" sagte das kleine Ungeheuer, ihr ein Paket mit Briefen und Papieren einhändigend. Ein Blick zeigte ihr, daß mehrere derselben gesetzliche Documente enthielten, und daß nur ein einziger Brief dabei war.

Ein Brief von Clinton!

Sie riß ihn auf — sie wurde erst jetzt gewahr, wie sehr sie bei allen ihren Beschäftigungen und Gemüthsbewegungen auf diesen Brief gewartet und gehofft hatte — wie unter jedem oberflächlichen Interesse jenes lebhafte Feuer der Erwartung geglüht, die Gegenwart einer anderen Person gänzlich vergessend — mit gerötheten Wangen und glühenden Lippen, in athemloser Lebhaftigkeit und mit Augen, die das Papier verzehren zu wollen schienen — begann sie zu lesen.

Was war in jenem Briefe, was so plötzlich alle Farbe von ihrem Gesichte und alle Kraft aus ihrem Körper entfernte?

Monsieur de Ville, der gänzlich vergessen war, sah sie mit Erstaunen an.

Sie las weiter mit einem Gesichte, so weiß und bewegungslos wie Marmor. Man hätte sie für eine Statue halten können, wäre die langsame und sichere Bewegung der steinernen Augen nicht gewesen, die den Zeilen folgten. Endlich sank die Hand, die den Brief hielt, wie Blei an ihrer Seite nieder, sie saß mit todtähnlichem Gesichte, geöffneten weißen Lippen da und richtete ihre Augen starr auf den leeren Raum.

Lange saß sie so völlig still da, und der alte Mann wagte nicht, mit ihr zu reden.

Endlich stand sie auf, der Brief fiel ihr aus der Hand und mit derselben blassen Stirn und mit dem versteinerten Blicke — die eine Hand, wie in Verlegenheit, zu ihrem Kopfe erhoben, und die andere zweifelhaft vor sich ausgestreckt — als sei sie plötzlich mit Blindheit oder Wahnsinn geschlagen — ging sie langsam wie eine Nachtwandlerin oder wie eine Geistererscheinung aus dem Zimmer.

Der kleine Philosoph sah ihr mit Kummer und Erstaunen, wie unter dem Einflusse eines schweren Traumes, nach.

Seine Blicke fielen auf den Brief; er hob ihn auf, glättete ihn, setzte sich nieder, zog seine Brille hervor, setzte sie auf die Nase und las mit Fassung den Brief von Anfang bis zu Ende.

Er empfand nicht mehr Ueberraschung bei Magdalena's Qual und Verzweiflung — er sah mit weit geöffneten Augen den Brief an und rief:

„Mein Gott! hat man sie denn so lange im Dunklen gelassen! Mein Gott! hätte ich dies gewußt oder den Inhalt dieses Briefes gekannt, so hätte ich ihn ins Feuer geworfen oder lieber meine eigene rechte Hand zu Asche verbrannt, ehe ich ihr denselben gebracht! Hätte ich dies nur früher gewußt!" Als er ihn zu Ende gelesen, faltete er ihn zusammen, steckte

ihn in die Tasche und sagte: „Dies darf man nicht so umher liegen lassen."

Dann ging er langsam eine lange Zeit in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab.

Endlich, nachdem Stunden vergangen waren, klingelte er und bat den Bedienten, Mademoiselle Lisette, die Kammerjungfer der Madame zu ihm zu schicken.

Als das Mädchen hereinkam, sagte er ihr, sie möge zu ihrer Herrin gehen und sagen, er erwarte ihre Befehle, ehe er nach Paris zurückkehre.

Das Mädchen verließ das Zimmer und kam erst nach einer Abwesenheit von einer halben Stunde mit der Nachricht wieder, daß die Zimmer ihrer Herrin von innen geschlossen wären; sie habe angeklopft und leise gerufen, da sie aber keine Antwort erhalten, so vermuthe sie, daß Madame sich zur Ruhe begeben, und sie habe sie nicht stören wollen.

„Sehr gut!" sagte der kleine Hausgeist, und das Mädchen entlassend, setzte er sich nieder und beschäftigte sich noch eine Stunde damit, eine Zeitung zu lesen. Dann wurde er wieder unruhig, stand auf und ging eine Weile im Zimmer auf und ab; dann klingelte er wieder und schickte Lisette zum zweitenmal zu Magdalenens Zimmer, doch mit demselben Erfolge. Monsieur de Ville wußte sehr wohl, daß Magdalena weit entfernt sei zu ruhen.

Der kleine Schutzgeist empfand Schrecken bei dem

Gedanken, seinen Schützling in diesem höchst beunruhigenden Zustande zurückzulassen — aber es wurde spät — seine Mittagstunde war nahe und er war hungrig! Hierauf bat er Lisette, ihn zu benachrichtigen, wenn ihre Herrin krank sein oder seiner Dienste in irgend einer Weise bedürfen sollte, und verließ die Villa mit dem Versprechen, früh am nächsten Morgen zurückzukehren.

* * *

Als er am nächsten Morgen im Schlafrock, in der Nachtmütze und in Pantoffeln beim Frühstück saß, stand Magdalena plötzlich, gleich einer Geistererscheinung vor ihm! Ihr Gesicht war todtenblaß und bewegungslos — alle Nerven und Muskeln wie bei einem empfindlichen Schmerze heftig angespannt — ihre Augen eingesunken, aber angestrengt und schimmernd, wie von einem inneren Feuer. Ihr ganzes Wesen zeigte einen stillen, unterdrückten Wahnsinn. Als der kleine Gelehrte sie mit Ueberraschung und Unruhe ansah, und ehe er Worte fand, sagte sie mit einer Stimme, die vermöge ihrer erzwungenen Festigkeit unnatürlich war:

„Ich muß heute nach England abreisen. Bringen Sie Alles in Bereitschaft!“

„Heute nach England abreisen! Sie sind von Sinnen, Madame!“ rief der Philosoph, seine Sprache wieder gewinnend, aber sie noch immer ansehend.

„Ich muß heute Paris verlassen und nach England gehen! Bringen Sie Alles in Ordnung!“

„Paris verlassen und nach England gehen! heute! Verzeihen Sie mir, Madame, ich habe sie die ganze Zeit über dastehen lassen! Die Ueberraschung! Die Freude, Sie zu sehen! Setzen Sie sich, Madame!“ sagte er in einiger Verwirrung, indem er ihr einen Stuhl hinstellte, worauf er sie niedersitzen ließ, während er ihr erschrocken zuhörte.

„Hörten Sie, was ich sagte?“ fragte sie mit hohler Stimme.

„Madame! Sie sagten?“

„Daß ich heute Paris verlassen und nach England gehen muß!“

„Paris verlassen! Sie! Verzeihen Sie mir, Madame! Sie, Paris verlassen! Sie, die Löwin des Tages! Sie! Sie! in dem ersten Feuer Ihres glänzenden Erfolges! Sie! um deren Stirn eben erst der Lorbeer geschlungen worden ist! Sie! Sie wollen den Schauplatz Ihres frischen Triumphes verlassen!“

Mit einer schmerzlichen und ungeduldigen Geberde unterbrach sie seine weiteren Complimente und sagte:

„Sehen Sie mich an und schweigen Sie! Ja, heute! Seien Sie mir behülflich oder sagen Sie mir, daß Sie es nicht wollen!“

Er wollte sich ihr widersetzen, er wollte ihr Vorstellungen machen, sie durch Bitten und Schmeicheleien bewegen, ihren Vorsatz aufzugeben — er wußte und fühlte, daß Wahnsinn in diesem Vorhaben liege, doch

sah er in der mächtigen Gewalt eines Willens, stark genug, den Ausbruch des Wahnsinns zurückzuhalten, der ihr Herz und Gehirn erfüllte, eine Unbeugsamkeit, die jedem Widerstande begegnen werde. Nicht im Stande, ihre Reise zu verhindern, that er Alles, was er konnte, um sie zu beschleunigen. An jenem Tage verließ Magdalena Paris und schnell reisend, segelte sie am dritten Tage nach Portsmouth ab.

Siebentes Kapitel.

Verzweiflung.

Bald nach den in unserem letzten Kapitel erzählten Ereignissen hielt an einem frühen Morgen ein Cab in London vor einem hübschen Hause in Portman Square an. Der Kutscher stieg von seinem Sitze ab, ging zur Thür des Wagens und erhielt von der darin sitzenden Dame eine Karte. Dann ging er die Stufen vor dem Hause hinauf, klingelte und gab sie an den Bedienten ab, der die Thür öffnete. Der Bediente empfing die Karte, nahm sie mit in's Haus und kehrte nach einer Abwesenheit von einigen Minuten mit der Nachricht zurück, daß sein Herr nicht zu Hause sei. Aber jetzt erschien der Kopf einer dicht verschleierten Dame am Wagenfenster und sie winkte dem Diener, sich ihr zu nähern. Er kam zu ihr.

„Ihr Herr, Sir Clinton Carey ist nicht zu Hause, sagen Sie?“

„Mein Herr, Lord Cliffe, früher Sir Clinton Carey, ist nicht zu Hause, Madame.“

„Wo befindet er sich denn?“

„In Hertfordshire bei dem Leichenbegängnisse des verstorbenen Lord Cliffe, des Oheims Seiner Herrlichkeit.“

„Wann wird er zurück erwartet?“

„Ich weiß es nicht, Madame,“ versetzte der Mann, der seine Augen niederschlug vor dem durchdringenden Blicke der blassen und verstörten Dame, die er fast für eine Wahnsinnige hielt.

Das Gesicht der Dame wurde starr, die Blässe nahm noch zu und sie faßte einen plötzlichen Entschluß.

„Es ist gut,“ sagte sie zu dem Bedienten. „Wieder nach Hause!“ rief sie dem Kutscher zu.

Am nächsten Morgen zu einer späteren Stunde hielt der Cab wieder vor demselben Hause. Der Kutscher stieg ab und öffnete die Thür, worauf die Dame selber — noch blässer und abgezehrter, als am vergangenen Tage — ausstieg, die Stufen des Hauses hinaufging und an der Thür klingelte. Derselbe Diener öffnete.

„Bringen Sie dies in das Zimmer Ihres Herrn und wenn er nicht zu Hause ist, so lassen Sie es auf seinem Tische liegen,“ sagte sie, ihm ein Billet übergebend.

Der Mann nahm es zaudernd, sah sie einen Augenblick zweifelhaft an und ging dann um ihren Auf-

trag zu erfüllen. Sie ging ihm leise nach durch die weite Halle und die breite Treppe hinauf zu dem ersten Stock, dann einen langen Gang hinunter, an dessen äußerem Ende er eine Thür öffnete, durch die er eintrat und sie wieder hinter sich zumachte. Kaum hatte er dies gethan, als ihre Hand auch den Drücker berührte; sie drehte ihn um und folgte dem Diener in das Ankleidezimmer des Sir Clinton Carey oder des Lord Cliffe, wie wir ihn jetzt nennen müssen, der in Schlafrock und Pantoffeln, eine Zeitung in der Hand, nachlässig bei seinem späten Frühstück saß. Weder Lord Cliffe noch sein Diener bemerkten gleich ihren Eintritt.

„Ein Brief, Mylord, von der Dame, die gestern in dem Cab da war," sagte der Mann, sich mit respectvoller Verbeugung nähernd und den Brief überreichend.

Als Lord Cliffe sich umwendete, um ihn anzunehmen, fiel sein Blick auf Magdalena, die in der Thür stand und ihre Augen begegneten einander! Er fuhr heftig zusammen, sah sie einen Augenblick starr an und rief in aufgeregtem Tone:

„Mein Gott, Magdalena! Du hier! Und wie schrecklich verändert! O, Himmel, Magdalena! — Bin ich daran Schuld?"

Mit angestrengtem Blicke und beschwörender Geberde sank sie auf den nächsten Stuhl nieder.

„Verlaß das Zimmer, Jenkins," sagte er zu dem Bedienten, der verwundert gehorchte.

Er ging zu ihr, knüpfte hastig ihre Hutbänder los, nahm ihr den Hut ab, entfernte den Shawl von ihrem Halse, schenkte ihr ein Glas Wein ein und bot es ihr an, doch sie wies es zurück und er setzte es wieder hin; dann sank er an ihrer Seite auf seine Knie nieder, faßte ihre beiden kalten Hände, blickte ihr fragend und forschend in's Gesicht und rief mit qualvoller Stimme:

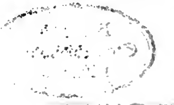
„Magdalena! Magdalena! meine theure, theure Magdalena, was hat dies zu bedeuten? Rede zu mir!"

Sie blickte auf sein Gesicht nieder, und das ihrige ließ in seiner eisigen Strenge nach und ihre Augen wurden sanfter nach ihrer starren Versteinerung, als sie entgegnete:

„Ich — ich erhielt einen Brief! wo ist er? Ich — ich muß ihn verloren haben!" Und sie erhob ihre Hand in Schmerz und Zweifel zu ihrem Kopfe. Ein Krampf zeigte sich in ihrem Gesichte und er sagte mit einer Stimme, die sein eigenes Herz zu erschüttern schien:

„Magdalena! theuerste Magdalena! besinne Dich! was wolltest Du sagen?"

Wieder fuhr sie mit der Hand über ihre Stirn, als wollte sie einen Nebel verbannen und sie sah ihn noch immer mit unbestimmtem und fast wahnsinnigem



Blicke an. Plötzlich faßte sie sich mit einer mächtigen Anstrengung des Willens — ihr Gesicht klärte sich auf, der Ausdruck wurde verständig und voll Bedeutung — ihre Augen erhellten sich und richteten sich fest auf ihn, als wollten sie in seine Seele dringen, indem sie sagte:

„Ja, ein Brief! gerade ehe ich Frankreich verließ, erhielt ich einen Brief von Castle Cliffe datirt und mit Deiner Unterschrift versehen — aber, Clinton! schriebst Du diesen Brief?"

Keine Sprache kann die verzweifelte Hoffnung schildern, die sich in dem Ton und Wesen ausdrückte, womit sie diese wahnsinnige Frage aussprach. Er wagte sie nicht zu beantworten! er wagte nicht, ihrem verzehrenden Blicke zu begegnen. Er wendete in kaum geringerer Seelenqual, als sie, seinen Kopf ab.

„Schriebst Du jenen Brief?" fragte sie wieder.

„Meine Freundin — meine Geliebte — o, Magdalena sei ruhig!"

„Ich bin es. Aber — schriebst Du jenen Brief?"

„Ruhig!" rief er, ihrer Frage ausweichend. „Ruhig! Du, ruhig? Es ist ein gefesselter Wahnsinn in Deinem ganzen Benehmen, schrecklicher, als die wahnsinnigste Wuth es sein könnte! Magdalena!"

„Schriebst Du jenen Brief?"

Er entfernte sich plötzlich von ihrer Seite — ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab — blieb stehen — füllte ein großes Glas mit starkem

Getränk, schüttete es hinunter und kehrte dann wieder mit besänftigenden Worten zu ihr zurück, aber sie wollte sich nicht beruhigen lassen.

„Schriebst Du — schriebst Du jenen Brief?" rief sie in leisem, tiefem, aber durchdringendem Tone. Ihre zurückgehaltene Aufregung wurde jeden Augenblick heftiger, bis er die glühende Lava der Leidenschaft fast rollen, flammen und aufsteigen sehen konnte unter der stillen Oberfläche.

„Magdalena!" sagte er endlich mit gebieterischer Zärtlichkeit, als er sich zu ihr setzte und ihre Hand faßte.

„Schriebst Du jenen Brief?" schrie sie fast.

Mit einer Geberde der Verzweiflung, als wäre ihm die Antwort mit Gewalt abgedrungen worden, sagte er:

„Ja, Magdalena, ich schrieb jenen Brief! — Aber, meine Liebe, verursacht es Dir solche Qual zu erfahren, daß Du frei bist?"

Dann hielt er plötzlich, wie vor Schrecken, inne und sah sie rasch in der Erwartung an, einen heftigen Ausbruch der wahnsinnigen Wuth zu erleben.

Er hatte sich getäuscht.

Mit seiner Antwort beruhigte sich ihr Gesicht, die leidenschaftliche Spannung ging vorüber — ihre Hände sanken in ihren Schooß und sie blieb völlig ruhig. Häufig verursachen tödtliche Wunden keinen Kampf und zeigen keinen Schmerz — nur ist Alles

vorüber und der Tod eingetreten! Der Pfeil, welcher plötzlich das Gehirn oder das Herz trifft wird nicht gefühlt. So ist es mit moralischen Wunden. Ihre Neigung hatte jetzt eine Todeswunde empfangen — und so empfand sie dieselbe kaum. Sie fühlte nur, daß die schreckliche Qual der Ungewißheit völlig vorüber sei. In dem Augenblick, als er gesagt: „Ja, Magdalena, ich schrieb den Brief!“ war die letzte, verzweifelte, wahnsinnige Hoffnung, die jeden Nerv auf die Folter gespannt hatte, abgeschnitten, die Spannung hatte nachgelassen, die Qual war vorüber und die Verzweiflung, welche ihr Erleichterung verschaffte, war gekommen.

Einen Augenblick vorher war sie bereit gewesen, Alles zu wagen — jetzt war sie in Verzweiflung. Die Verzweiflung ist im Verhältniß zu der schrecklichen Ungewißheit, was der Tod dem Todeskampfe gegenüber ist — die Erleichterung, die auf den qualvollen Schmerz folgt. Vollständige Verzweiflung ist vollkommene Ruhe, weil sie Gefühllosigkeit, Bewußtlosigkeit und Erstarrung ist.

Ein Tropfen Hoffnung würde das Leben, den Schmerz und die Qual erneuert haben — wie ein Stärkungsmittel das Schlachtopfer, welches auf der Tortur ohnmächtig wird, zu neuen Qualen belebt. Aber keine solchen grausamen Reizmittel warteten ihrer. Da war keine aufregende Hoffnung für sie. Ihre Verzweiflung, Ihre Ruhe war vollständig.

Sie blieb völlig still und er wurde getäuscht, weil ihre Züge sogleich nachließen — weil die Muskeln ihres Gesichts nicht mehr in geraden Linien gespannt waren — weil ihre Augen sich nicht mehr starr und glühend auf ihn richteten, wurde er getäuscht! Er wußte nicht, daß das Zerreißen der Saiten ihres Herzens die Spannung ihrer Nerven vermindert und ihrem Gesichte gestattet hatte, die Ruhe des Todes anzunehmen!

Sie sprach nicht, sie regte sich nicht, sondern saß völlig still und bewegungslos da, während er sie zu beobachten fortfuhr, bis er, von ihrer Stille völlig getäuscht, sich zu ihr setzte, ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, faßte, an seine Lippen und an seine Brust drückte und sagte:

„Magdalena! theuerste Magdalena! fühlst Du nicht, daß ich Dich ungeachtet alles Dessen liebe — daß ich Dich mehr liebe, als ich je im Stande sein werde, eine Andere zu lieben — daß ich Dich mehr liebe, als das Leben — mehr als alles Andere — außer — nun, es thut nichts! Weißt Du dies nicht, Magdalena?“ sagte er, seinen Arm um sie schlingend, sie ohne Widerstreben an seine Brust ziehend und seine Lippen auf die ihrigen drückend. „Sage, Magdalena, fühlst Du nicht, daß ich Dich mehr liebe, als das Leben? Denn so ist es, Magdalena!“

Er wartete auf eine Antwort. Sie sprach nicht, aber sie schien seine Worte zu verstehen und er fuhr fort:

„Magdalena! Du bist blaß, kalt und fremd! aber Du wirst dies überwinden, Geliebte! Magdalena, ich sagte Dir — sagte ich es nicht? — indem ich Dich liebte und Deine Liebe gewann, wollte ich Dein Leben und Dein höchstes Glück. Magdalena! in jeder meiner Handlungen gegen Dich von Anfang bis zu Ende habe ich denselben Vorsatz festgehalten! Deine eigene Schwäche wird Schuld sein, wenn Du nicht glücklich bist! Magdalena, sei vernünftig! sei stark! sei frei!" Er hielt wieder inne.

Sie machte keine Bemerkung, sondern schien ruhig zu horchen und er fuhr fort:

„Deine gesellschaftliche Stellung ist eine außerordentlich glückliche! Deine Freiheit von Banden der Familie und Gesellschaft ist in der That Freiheit — eine Freiheit, womit sehr wenige beglückt sind! Ich weiß, Viele würden Deine Geburt und Deine Lage für unglücklich halten! ich thue es nicht! Dir ist ein Leben gegeben voll der Mittel des Glücks! Deine starke Constitution, Dein schönes, sanguinisches Temperament, Deine vollkommene Gesundheit, Deine unvergleichliche Schönheit, Deine Grazie, Dein Genie und Deine Fertigkeiten und das Letzte und Beste — Deine höchste Glorie — die vollkommene Freiheit — bilden eine Vereinigung glücklicher Elemente, die auf dieser Erde selten vereint sind, und bieten Dir ein Leben, ein Glück, welches in dieser Welt kaum seines Gleichen hat! Wie beneide ich Dich, Magdalena!

wie beneide ich Dich — der geborne Leibeigne des Ranges, der Herkömmlichkeit, des öffentlichen Urtheils, der Gesellschaft — wie beneide ich Dich um die namenlose Geburt, die Dir kein Zeichen des Besitzes aufdrückt — die gesellschaftliche Verbannung, die Dir die größte Freiheit verleiht! Du hast keine Ketten, keine Fesseln, Magdalena! sieh zu, daß Du in dem Feuer Deiner starken Leidenschaften keine für Deine Glieder schmiedest. Du bist nur zu geneigt, es zu thun! Frauen wie Du werden ihre eigenen Tyrannen! Hätte ich noch viele Monate länger mit Dir gelebt, Magdalena, so würde Deine zärtliche Unterwürfigkeit, Deine leidenschaftliche Hingebung mich zu dem selbstsüchtigsten und anmaßendsten Manne gemacht haben! der Einwirkung wäre nicht zu widerstehen gewesen! warum redest Du nicht zu mir, Magdalena?"

Sie blickte so seltsam zu ihm auf!

„Weißt Du wohl, meine Liebe, daß es nicht gut für Dich sein wird, hier zu bleiben? Weißt Du, daß Du jetzt nach Hause mußt?"

Sie stand mechanisch auf und nahm ihren Hut.

„Sage mir, wo Du wohnst, Magdalena — ich will kommen und Dich besuchen."

Sie antwortete wie ein Automat:

„In Ridgeway's Hotel, Rutland Place."

Traurig stand sie da und traurig verließ sie das Zimmer.

Er ging ihr nach, nahm ihren Arm, führte sie

die Treppe hinunter, geleitete sie in den Cab und sagte, als er die Thür des Wagens schloß:

„Ich will Dich morgen besuchen, Magdalena."

Der Cab rollte fort.

Sie erreichte ihr Hotel.

Sie gelangte in ihr Zimmer, sank dort auf den Boden nieder, und warf sich herum mit der Stirn in den Staub — nicht weinend — nicht ohnmächtig — aber gedemüthigt, gelähmt, darniedergeworfen — ohne ein Gefühl der Rache, nur mit der Empfindung der trostlosen Verlassenheit, des äußersten, hoffnungslosesten Elends!

Trauernd hatte sie sein Haus verlassen — trauernd war sie in ihre Wohnung zurückgekehrt. Sie hatte keinen Versuch gemacht, seinen Vorsatz zu bekämpfen — keinen Versuch, ihr Geschick zu verändern. Sie fühlte, was sie war.

Ihr Traum der Liebe, des Vertrauens, des Ehrgeizes und hohen Strebens war plötzlich und auf immer dahin — und was war jetzt noch das Leben für sie?

Sie hatte ihr ganzes vergangenes Leben durchlebt, um dahin zu kommen! Sie war aus dem Nichts herausgerufen worden, um dies zu erleben und wieder in ihr Nichts zu versinken.

Das Leben war ein Mißlingen, ein Spott, ein Betrug gewesen! Sie wünschte die vollkommene Vergessenheit des Todes oder die entgegenwirkende Auf-

regung des Schmerzes herbei, aber Tod oder Krankheit wollten auf ihren Ruf nicht kommen. Ungeachtet der Niedergeschlagenheit des Geistes hielt der starke Körper sie aufrecht!

Wenn ein schwacher Geist darniedersinkt, ist ein Wort oder Blick der Freundlichkeit oder Ermuthigung genügend, um das leichte Wesen wieder emporzuheben. Aber wenn ein starker Geist fällt, kann ihn nur Gottes Arm wieder emporheben. Aber Magdalena war ohne Gott in dieser Welt.

Lassen wir den Vorhang fallen um dieses Bild der Verzweiflung — des Todes im Leben — unseren Blicken zu entziehen.

Achtes Kapitel.

Black Rock.

Clinton, Lord Cliffe, erschien am nächsten Morgen nicht, wie er versprochen in Ridgeway's Hotel; auch erwartete Magdalena ihn nicht und dachte nicht daran, ob er sein Versprechen nicht halten könne oder wolle; auch erinnerte sie sich seines Versprechens nicht; vielleicht hatte sie es nicht einmal gehört. Ihr ganzes Wesen war mit anderen Gedanken und Gefühlen beschäftigt.

Ihre Seele hatte eine entsetzliche Krisis, eine schreckliche Erfahrung erlebt. Sie hatte gleichsam den Tod erlitten, und eine neue Auferstehung, schrecklicher als der Tod — eine Auferstehung zur Verdammniß! denn das Beste in ihr war im Grabe ihrer vernichteten Vergangenheit zurückgeblieben — und das Schlimmste in ihr war auferstanden und lebendig, schwach freilich zuerst gleich einem Kinde, aber heran-

wachsend im Verlaufe der Zeit zu einem mächtigen und starken, rächenden Dämon!

Ein böser Vorsatz erfüllte ihr Herz — Rache! Dies war nicht plötzlich gekommen, nicht aus Zorn hervorgegangen, sondern langsam und strenge auferstanden in dem Gefühl des großen Unrechts, welches ihr widerfahren — ihr Sinn für jene unbeugsame Gerechtigkeit, die mit schonungsloser Hand dem Uebertreter das volle Maß seines Vergehens zumißt, war erweckt worden, und zugleich ihre strenge, schonungslose, nicht verzeihende, indianische Natur, die beständig ohne auf Zeit oder Hindernisse zu achten, ihr Auge auf das Schlachtopfer richtete und auf die Erfüllung der Rache wartete; ihre persönliche Kraft erweckend — jene Stärke des Verstandes, die alle großen und verschiedenartigen Kräfte in einen Brennpunkt zu vereinigen vermochte — jenes Feuer und jene Stärke der Leidenschaft, die sie schmelzen und zu einer Waffe schmieden konnte — und jene Stärke des Willens, die sie zu ihrem Ziel hinzutreiben vermochte — einen verzehrenden Haß entzündend, der auf immer brennen mußte, oder bis er in dem Herzblut des Schlachtopfers ausgelöscht und in dem Verderben der Reue erstickt wurde!

Dies entsprang nicht in einer Stunde oder wuchs in einem Tage heran, und eben so wenig konnte es im Verlaufe von Monaten und Jahren verfallen oder untergehen. Aber täglich, wöchentlich, monatlich, jährlich, wie mit der natürlichen Concentration ihres Gei-

stes und mit der Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften sie an ihrem großen Unrecht brütete, bis es die einzige Idee wurde, welche, wenn gleich selber kränkelnd, in der großen Stärke und Einheit des Vorsatzes alle die anderen starken und gesunden Fähigkeiten und Neigungen des Kopfes und Herzens ihrer dämonischen Gewalt unterwerfen! Diese eine Idee wurde zu einem Wahnsinn concentrirt!

Und dies war die Geschichte ihres inneren Lebens, während der Monate und Jahre ihrer folgenden wechselnden Handlungen.

* * *

In wenigen Tagen und ehe sie sich noch von dem Schlage erholt hatte, der sie darniedergeworfen, entdeckte sie, daß Lord Cliffe auf Reisen gegangen sei.

Von ihrem Geschick fortgezogen, mehr als ihrem eigenen Willen folgend, ging sie von London nach Liverpool, von wo sie in wenigen Tagen nach Norfolk absegelte, wo sie nach einer langweiligen Reise von sechs Wochen ankam.

Während ihrer Ueberfahrt hatte sie ihre Pläne zu ihrer unmittelbaren Handlung entworfen.

Sie konnte nicht daran denken, zu ihren Freunden zu gehen — da ihre ganze Seele von einer mächtigen Leidenschaft in Anspruch genommen wurde, so war ihr Wunsch, sie zu sehen, sehr schwach.

Glücklicherweise hatte sie die Zeugnisse und Em-

pfehlungsbriefe bei sich, die ihr von Freunden und Bekannten gegeben worden, als sie zuerst die Heimath verlassen hatte, um als Gouvernante in die Welt einzutreten. Diese waren ihr jetzt unschätzbar — sie dienten ihr anstatt der Freunde, der Gunst und des Schutzes.

Sie hielt sich nur eine Nacht in Norfolk auf, und beabsichtigte dann, sich nach Kentucky zu begeben und in der ersten Stadt oder dem ersten Dorfe, welches ihr gefallen würde, eine Mädchenschule zu eröffnen.

Nach einer Reise auf der Post, die länger als eine Woche währte und sie über die rauhsten, aber höchst malerischen Wege in Virginien führte, überschritt sie die Grenze von Kentucky und gelangte durch einen Paß des Cumberlandgebirges.

Sie kamen zu dem kleinen Weiler Black Rock, in einer Spalte des Gebirges gelegen, der nichts empfehlenswerthes hatte, als den wilden Anblick der Scenerie, die mit der Verstimmung ihres Geistes im Einklange stand. Hier hielt sich die Post die ganze Nacht auf und hier beschloß sie einige Tage zu bleiben in der Absicht, sich umzusehen und zu erkundigen, inwiefern der Ort zu ihrem Zweck geeignet sei, und wenn dies sein sollte, für jetzt ihre Wohnung dort aufzuschlagen.

Am Morgen nach ihrer Ankunft ließ sie den Wirth kommen und that die nöthigen Fragen, ob in der Gegend eine Schule sei — wenn nicht, ob sich

dort eine Schule halten könne. Der Wirth beantwortete ihre Fragen zaudernd, indem er sie dabei verstohlen ansah.

Ihre Jugend, ihre ausgezeichnete Schönheit, ihre unbeschützte Lage, die Unabhängigkeit ihres Wesens und selbst die Kostbarkeit ihrer einfachen und dunklen Reisekleider, Alles diente dazu, Verdacht zu erregen. Magdalena las dies in seinem Gesichte. Es erschreckte oder verwirrte sie nicht im Geringsten.

„Wenn Ihrer Gegend, wie ich vermuthe, eine Schule fehlt, und wenn sie einer Lehrerin für ihre Dienste so viel gewähren kann, wie zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen ausreicht, so will ich hier bleiben und eine Schule eröffnen. Ich liebe die Gebirgsluft — die Landschaft gefällt mir und ich habe Zeugnisse mitgebracht, welche die bedenklichsten Ihrer Bürger zufriedenstellen werden."

Je länger der Wirth sie ansah, desto besser dachte er von ihr. Er sah, daß es Muth und Selbstvertrauen war, was sie ohne Schutz in diese Gegend geführt hatte. Als sie endlich von ihren Zeugnissen sprach, verlor er seine Zurückhaltung und gab zu, daß es in der Gegend sehr an einer Schule fehle, nannte ihr die Namen der vorzüglichsten Bürger jener spärlich bevölkerten Umgegend und rieth ihr, sie zu besuchen und mit ihnen zu reden.

Viele derselben besuchte Magdalena im Laufe der Woche. Ihre Jugend und Schönheit, ihre Liebens-

würdigkeit und ihr eigenthümlicher Unternehmungsgeist erregten viel Verwunderung und Verdacht, der endlich in Bewunderung ihres Selbstvertrauens und Muthes überging.

Wie wenig wußten sie, was unter diesen Eigenschaften verborgen lag.

Ihre Zeugnisse waren vollkommen genügend. Die Aussteller derselben gehörten zu den achtbarsten und ausgezeichnetsten Männern im Lande! Was war da zu fürchten oder zu bedenken? Nichts, hätte Magdalena ihre bessere Natur angewendet. Aber alle ihre Handlungen waren, ungeachtet ihrer Energie und ihrer Gewandtheit, nur oberflächlich.

Darunter, gleich einem unterirdischen Flusse rollte der dunkle Strom ihrer herrschenden Leidenschaft weiter.

Es wurde ein Schulhaus für sie gebaut und nach Verlauf von wenigen Wochen war eine Schule von zwanzig Zöglingen um sie versammelt; und was sie selber betraf, so erhielt sie ihre Beköstigung in einer Familie des Dorfes.

Während sie in lebhafter Thätigkeit war, verschiedene Hindernisse zu überwinden, wurde sie gewissermaßen von den dunkleren Gedanken, Leidenschaften und Vorsätzen abgebracht. Aber jetzt, da alle Hindernisse überwunden und alle Schwierigkeiten aus ihrem Wege hinweggeräumt waren, und sie sich ruhig unter ihren Zöglingen niedersetzte, wurde sie wieder von ihrem starken, ruhelosen und unbeschäftigten Geiste ge-

quält, und er trieb sie an, die Stille, Sicherheit und Ruhe ihres gegenwärtigen Lebens zu verlassen, wie sie es schon zweimal vorher gethan hatte.

Einmal, als das unbestimmte Verlangen des kräftigen Lebens nach einem vollen und freien Ausdruck, sie zu ihrer ersten Anstrengung bestimmt hatte, die Heimath ihrer Kindheit zu verlassen.

Dann, als die Liebe der Hauptbeweggrund gewesen, und sie sich wild und rücksichtslos von dem Schutze ihrer Freunde losgerissen und sich allein in den Wirbel des Lebens gestürzt hatte, entweder um ihren Geliebten wiederzusehen, oder das Gefühl der Täuschung zu überwinden in dem Wirbel und der raschen Veränderung der Scenen und Ereignisse.

Jetzt wurde sie weder von Liebe, noch Ehrgeiz beherrscht, sondern von der düsteren Leidenschaft, die sich aus den Ruinen beider erhob. Ihrem unruhigen Geiste war die Einförmigkeit ihrer gegenwärtigen Lebensweise unerträglich, und sie war noch nicht viele Wochen dort gewesen, als sie sich schon entschloß, den Ort zu verlassen. Thätigkeit, rasche Bewegung, der Wirbel der Aufregung war es, was sie bedurfte. Die Zärtlichkeit ihrer Zöglinge, die Freundlichkeit der Eltern konnte ihre Geisteskrankheit ebenso wenig besänftigen, als die Sommerlüfte einen Brandschaden zu heilen vermögen. Die Unruhe, der Kampf ihres Geistes, mußte Friede suchen im Streite — Ruhe im Ringen.

Ihr Geschmack an der Schauspielkunst hatte sie

nie verlassen. Er kehrte jetzt stärker, als je zurück. Viele Dinge vereinten sich, sie zu diesem bezaubernden, mühsamen und gefährlichen Berufe hinzuziehen — die allgemeine Ausstattung zu dieser Kunst — eine physische Organisation, ausgezeichnet durch furchtlose Schönheit, wunderbare Stärke des Ausdrucks, endlich der bewußte Besitz des höchsten Grades des Genies zu dieser Kunst und ein mächtiger Zug zu diesem Berufe! Ueberdies bot ihr derselbe Leben, Thätigkeit, Aufregung und vielleicht die Mittel zu einem Zwecke, zu welchem sie bei dem Allen das tiefe und nagende Gefühl des erlittenen Unrechts hintrieb!

Magdalena sagte den Eltern ihrer Schülerinnen, daß sie am Ende des Vierteljahres ihre Stelle aufzugeben gedenke, und rieth ihnen zugleich, in öffentlichen Blättern eine Lehrerin zu suchen, um ihre Schule zu übernehmen, die sich jetzt in einem sehr blühenden Zustande befand. Ihre Patrone widersetzten sich ihrem Entschlusse, und suchten sie zum Dableiben zu bewegen; aber mit ihrer gewohnten Festigkeit widerstand Magdalena allen Gründen, Bitten oder Lockungen und lachte laut, als man sich als letzten Antrieb erbot, ihr Gehalt zu erhöhen.

Am Ende des Vierteljahres verließ Magdalena daher Black Rock, nahm das unschätzbare Paket Zeugnisse, als einen Schutz gegen Mißdeutung und Beleidigung mit, und begab sich in die östliche Stadt, die sie als den Schauplatz ihres neuen Unternehmens ausgewählt hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Schauspielerin.

Zuweilen nähert sich unsere Geschichte so sehr der buchstäblichen Wahrheit, daß ich für diejenigen besorgt bin, die noch leben und in diese Ereignisse verwickelt sind. So ist es im gegenwärtigen Falle, denn ich denke, daß viele von unseren ältesten Theaterbesuchern sich der Debütantin, von der ich zu schreiben im Begriff bin und der außerordentlichen, wenn gleich kurzen Begeisterung, die ihr erstes Auftreten auf dem Theater in Old Federal Street in Boston begrüßte, erinnern werden; und doch ist es möglich, daß ihre kurze und glänzende Laufbahn gänzlich aus der Erinnerung der Menschen entschwunden ist — denn kein Ruhm ist so vergänglich, wie der des theatralischen Sterns oder vielmehr Kometen.

Es war gerade vor Eröffnung der beiden großen Theater für die Wintersaison, als Magdalena Boston

erreichte. Obgleich ihre Mittel sehr beschränkt waren, hielt sie es doch für angemessen, sogleich in das beste und folglich das theuerste Hotel der Stadt zu gehen. Hier nahm sie ein Besuchzimmer und ein Schlafzimmer; und von diesem Orte aus richtete sie einen Brief an Mr. P., den Director des ersten Theaters der Stadt, bat ihn um eine Unterredung und gab den Grund an, warum sie es wünsche.

Am nächsten Tage erhielt sie eine höfliche Antwort auf ihren Brief, worin die vorgeschlagene Unterredung abgelehnt und angegeben wurde, daß der Director seine Anordnungen für die bevorstehende Saison bereits vollständig getroffen habe. Magdalena lächelte bei sich selber über diese Antwort. Dies war es gerade, was sie erwartete und worauf sie vorbereitet war — denn was konnte Mr. P. von ihr, von ihrem Charakter, ihren Vorsätzen, ihrer persönlichen Erscheinung oder ihren Fähigkeiten wissen — sie konnte ebenso gut alt, häßlich und eingebildet sein — aber sie wußte, daß sie jung, kräftig, schön, talentvoll und entschlossen war. Sie schrieb wieder an ihn und zwar in folgenden Ausdrücken:

„Alles, um was ich Sie bitte, ist, zu kommen und mich zu sehen — mich vorlesen und recitiren zu hören — wenn Sie dann nicht geneigt sind, mir ein Engagement anzubieten, so werde ich Ihnen gewiß die Sache nicht weiter aufdringen, ebenso wenig, wie ich diese Bitte wiederholen werde, wenn

Sie sie mir jetzt verweigern. Hören Sie: Sie würden sich gewiß nicht bedenken, fünf Dollars für ein Lotterieloos auszugeben, wenn Sie die Wahrscheinlichkeit hätten, einen Preis zu gewinnen. So schätzbar Ihre kostbare Zeit sein mag, so kann Ihnen doch die halbe Stunde nicht mehr als fünf Dollars werth sein. Wenden Sie diese halbe Stunde an mich, so wie Sie fünf Dollars an ein Lotterieloos wenden würden bei der Wahrscheinlichkeit, einen Preis zu gewinnen. Wenn das Loos zu einem Preise wird, so ist die halbe Stunde gut angewendet. Wenn Sie eine Niete ziehen, so haben Sie immer nur eine halbe Stunde verloren. Was mich betrifft, ich kenne mich und hege keinen Zweifel oder Furcht wegen des Erfolges unserer Zusammenkunft. Es ist billig, Ihnen zu sagen, daß ich, wenn Sie jetzt meinen Vorschlag ablehnen, mich sogleich an den Director des Theaters in Tremont Street wenden werde, denn mein Beweggrund, Ihrer Anstalt den Vorzug zu geben, ist nur die Rücksicht wegen des höheren Alters derselben."

Das feste Vertrauen hat etwas Ansteckendes. Wenn Jemand von einer Sache vollkommen überzeugt ist, so ist es verhältnißmäßig leicht, Andere zu überzeugen. Die ruhige Zuversicht, so wie auch vielleicht die Seltsamkeit dieses Briefes führte Mr. P. noch an demselben Tage in das Hotel, um, wie er später sagte, jene seltsame Person zu sehen, die einen so

wunderlichen Brief hatte schreiben können. Als er in Magdalenens Besuchzimmer geführt wurde und ein junges, starkes und schönes Frauenzimmer seiner wartend fand, verrieth sein Gesicht eine seltsame Verschmelzung und einen Kampf von mehr Gemüthsbewegungen, als hier aufzuzählen und zu classificiren nöthig ist. Magdalena stand auf, um ihn zu empfangen.

„Miß Mountjoy, wie ich vermuthe,“ sagte er sich verbeugend.

Magdalena bejahte es durch ein Kopfnicken und stellte ihm einen Stuhl hin. Er nahm denselben und um keine Zeit zu verlieren oder ihm Veranlassung zu einem Mißverständnisse zu geben, eröffnete Magdalena sogleich die Verhandlung mit den Worten:

„Mr. P., ich bin Gouvernante und Schullehrerin gewesen; aber der Beruf einer Lehrerin ist nicht nach meinem Geschmack und ich wünsche ihn mit einem anderen zu vertauschen, der in jeder Hinsicht das gerade Gegentheil davon ist — nämlich mit der Bühne, wozu ich einen starken Zug und einiges Talent habe, welches ich Sie zu prüfen bitte. Da Sie sich aber wahrscheinlich vor allen Dingen für die persönliche Achtbarkeit einer Debütantin interessiren, so sind hier meine Zeugnisse!“

Sie legte sie dem erstaunten Director vor. Dies hatte er gewiß nicht erwartet. Er öffnete sie und sah sie der Form wegen an. Er bemerkte, daß es das

war, wofür sie es ausgab. Er legte sie wieder zusammen und gab sie zurück. Er begann große Neugierde und Interesse für das schöne Mädchen zu empfinden, deren Benehmen zugleich so viel Freiheit und Zurückhaltung zeigte.

„Verzeihen Sie mir — haben Sie keine Familie, junge Dame — keine Freunde?"

„Keine nähere und keine die größere Ansprüche an mich haben, als die, deren Namen unter meinen Zeugnissen stehen; aber Mr. P., ich wünsche Ihnen nicht mehr von Ihrer kostbaren Zeit zu rauben, als durchaus nothwendig ist. Ich bin bereit, Ihnen vorzulesen oder zu recitiren, sobald es Ihnen gefällig ist."

„Welche Rollen beabsichtigen Sie zu spielen?" fragte der Director.

„Die hochtragischen Rollen — Lady Macbeth —"

„Ah!" sagte der Director mit so viel Ungläubigkeit, wie die Höflichkeit nur irgend gestattete in seinem Gesichte erscheinen zu lassen.

„Ja! ich könnte Lady Macbeth, Clytemnestra, Electra, Medea, Johanna d'Arc, Elvira und dergleichen Rollen spielen. Ich denke nicht, daß ich die sanften und liebevollen Charaktere selbst in der Tragödie gut darstellen könnte. Ich könnte mich nicht in die Rolle einer Julie, Ophelia oder Desdemona hineindenken! Nein! mit mehr Effect könnte ich Richard den Dritten darstellen."

„Jugendliche Liebhaber dieser Kunst wissen in-

dessen selten, wie viel oder wie wenig sie in einem besonderen Fache zu leisten vermögen. Oft sind die, welche sich einbilden, durch Talent zu dem höchsten Schwunge der Tragödie befähigt zu sein, nur zu der niedrigen Komödie geeignet und zu weiter nichts. Es ist auffallend, daß die jungen und glücklichen Personen beständig die Tragödie oder das Melodrama der Komödie vorziehen! Weil sie selber kein Elend haben, besitzt das eingebildete Elend den Reiz der Neuheit für sie."

„Ich sagte, Sie könnten meine Fähigkeiten prüfen, mein Herr," sagte Magdalena mit Stolz.

„Ich bitte um Verzeihung — es wird mir angenehm sein, Miß — Mount — die Tafelscene in Macbeth von Ihnen vorlesen zu hören."

Magdalena nahm ihre Taschenausgabe von Shakespeare's Schauspielen vom Tische, schlug die Scene auf und las sie ohne das geringste Versehen, wenn gleich mit nervösem Beben.

„Sie besitzen unter anderen zwei sehr seltene Erfordernisse des Erfolges für eine Debütantin."

„Dreistigkeit und Frechheit, meinen Sie vermuthlich?"

„Selbstachtung und Selbstbeherrschung."

„Es ist einfache Stärke der physischen Organisation, mein Herr — sind Sie in anderer Hinsicht mit mir zufrieden oder soll ich etwas Anderes lesen?"

„Ja — wenn es Ihnen gefällig ist — Juliens

Hymne an die Nacht — ich möchte auch ihre Fähigkeiten in jenen liebevollen Scenen prüfen."

„Die gefällt mir nicht! indessen —"

Und Magdalena schlug die Stelle auf und las.

„Sehr schön, sehr schön in der That!"

„Aber die andere Scene — die Tafelscene in Macbeth — entsprach hoffentlich Ihren Erwartungen?"

„Offenbar nicht, Miß Mountjoy," sagte der Director mit eigenthümlichem Lächeln. „Ich sehe, daß Sie besonders viel darauf geben, gerade dies zu lesen — aber verzeihen Sie mir — haben Sie je Gelegenheit gehabt, Ihren etwas neuen Styl des Vorlesens mit dem Anderer zu vergleichen — kurz, haben Sie die Tragödie Macbeth je auf der Bühne darstellen sehen?"

„Ja! mehrmals. Sie sehen überrascht aus!"

„Das bin ich auch. Ihre Auffassung des Charakters der Lady Macbeth, Ihre Art, die Rolle zu lesen, erscheint mir als völlig originell, zugleich aber so voll Wahrheit und Natur, daß ich fast gedacht hätte —"

„Was?"

„Nun, in der That, daß Sie keine Gelegenheit hätten haben können, die Manier einer Anderen nachzuahmen. Die Schauspielkunst ist in hohem Grade eine nachahmende. Ein großer Schauspieler setzt einen gewissen Styl fest, einen Charakter zu spielen, und alle Schauspieler niedrigen Ranges ahmen denselben

mit mehr oder weniger Genauigkeit nach. Es ist schwierig, nicht nachzuahmen. Das originelle Genie in jeder Kunst, glaube ich, kommt nicht von denen her, die darin erzogen und unterrichtet worden und mit der Routine vertraut sind — sondern von denen, welchen die Sache neu und fast unbekannt ist. Benjamin West ist ein Beispiel unter den Malern. Sie besitzen gewiß starke und auffallende Originalität der Auffassung und des Styls, aber das ist es, was ich an einer Theaterbesucherin nicht verstehen kann."

„Ich war nie eine häufige Besucherin von theatralischen Vorstellungen und überdies bildete ich meinen Vortrag, ehe ich die Aufführung eines Stückes gesehen hatte."

„Das erklärt die Sache."

„Aber Sie sind bis jetzt noch der Hauptfrage ausgewichen. Sind Sie zufrieden — wollen Sie mir die Gelegenheit gewähren, meine Fähigkeiten als Schauspielerin, mögen sie nun groß oder klein sein, in einem Debüt der Kritik des Publikums darzustellen?"

„Ich bin mehr als zufrieden. Ich sagte Ihnen, Sie hätten meine Erwartungen nicht erfüllt — Sie haben es auch nicht, denn ich erwartete, daß meine angewendete halbe Stunde eine Niete ziehen würde, wogegen sie jetzt einen Preis gewonnen hat."

„Sie sind also zufrieden?"

„Vollkommen."

„Und Ihre Anordnungen für die Saison sind noch nicht vollständig?“ sagte Magdalena mit halb unterdrücktem sardonischen Lächeln.

„Nicht eher, als bis ich mit Ihnen die Verabredung wegen eines Debüts und später vielleicht wegen eines Engagements getroffen habe — und zu diesem Zwecke will ich mir erlauben, Sie wieder zu besuchen, sobald es Ihnen passend ist.“

„Morgen also, um diese Zeit,“ sagte Magdalena, und der Director entfernte sich mit einer Verbeugung.

Seinem Versprechen gemäß kam er am folgenden Tage zu der bestimmten Stunde wieder und in dieser Unterredung wurde ausgemacht, daß Magdalena, wie sie es aus mehreren Gründen wünschte, das Hotel verlassen und für jetzt ihre Wohnung bei der Familie des Directors aufschlagen sollte, der mit seiner Frau und seinen Töchtern in der Stadt wohnte. Es wurde weiter verabredet, daß sie unter einem angenommenen Namen in ihren neuen Beruf eintreten solle, und da sie eine Stadt gewählt hatte, die so weit, wie es damals ausführbar schien, von den Scenen ihrer Kindheit entfernt lag, so hatte Magdalena jedes äußere Band zerrissen, welches sie an ihr früheres Leben und und ihre Verbindungen fesselte.

* *
*

Die Rolle, die sie zu ihrem Debüt ausgewählt hatte, war die der Lady Macbeth — ihr erstes Auftreten wurde auf einige Wochen hinausgeschoben, um der Debütantin den Vortheil vieler Proben zu gewähren und mit dem Mechanismus der Bühne vertraut zu werden und um die neue Scenerie und die neuen Costüme anzuschaffen, die den Glanz bei dieser Gelegenheit noch erhöhen sollten.

Endlich kam der Abend des Debüts — jeder Umstand war glücklich — das Wetter war sehr schön — die Debütantin selber bei vollkommener Gesundheit und Schönheit — das Personal in guter Ordnung, und was noch besser war, in guter Laune — und das Publikum günstig gestimmt, wie es schien. Magdalena kleidete sich ohne den geringsten Zweifel, Furcht oder Beben der Nerven an und lächelte spöttisch, als ihre Beschützerin, Mrs. P., die selber eine Schauspielerin von Auszeichnung war, ihr rieth, sich das Auditorium nicht als eine Sammlung verständiger Wesen, sondern nur als ein Panorama von Gesichtern vorzustellen.

„Ich werde gewiß das Auditorium ansehen und mir Jemand auswählen, zu dem ich rede," sagte Magdalena. „Ich weiß vorher, daß ich nicht für den leeren Raum spielen kann. Nun geben Sie mir den Brief, denn meine Stunde ist gekommen."

Und mit diesen Worten schritt Magdalena so ruhig und gefaßt, als wäre sie völlig vertraut mit den

Bretern, durch die Couliſſen und nahm ihren Platz auf der Bühne ein. Ein Beifallklatſchen, welches der Jugend und Schönheit der majeſtätiſchen Geſtalt der Debütantin mehr als dem Genie galt, wovon man noch nichts wußte, begrüßte ihren Eintritt. Dieſer begeiſterte Willkommen beſchleunigte nicht im Geringſten ihre wohlgeordneten Pulſe, die nur nach ihrem eigenen Willen ſchneller oder langſamer ſchlugen. Sie ſtand da, als das ſtrenge, unbeugſame Weib — das Weib von dämoniſcher Feſtigkeit, welches ſie vorſtellen ſollte, bewußt, aber unbekümmert um ihren bevorſtehenden Triumph.

Ihr Debüt war, wie man zuverſichtlich erwartet hatte, ein vollſtändiger Triumph. Aber alle mit Erfolg begleiteten Debüts ſind einander ſo gleich; da finden dieſelben begeiſterten Begrüßungen, derſelbe ſchallende Beifall ſtatt, und auch ſie wurde beim Auftreten und Abgange mit Blumenſträußen überſchüttet, bis endlich der Vorhang unter einem Beifallsſturme fiel, wobei der angenommene Name des neuen Günſtlings des Publikums das einzige verſtändliche Wort war. Von dem Director begleitet, folgte ſie dem ſtürmiſchen Herausrufen, indem ſie von der rechten Seite die Bühne betrat, ſich verneigte und ſich links wieder entfernte. Als Antwort auf die Glückwünſche des erfreuten Directors verzog ſich Magdalena's Lippe ſpöttiſch, indem ſie ſagte:

„Ja — ſie haben mir den Kopf geſtreichelt! —

nur schade, daß ich nicht Schmiegsamkeit und Biegsamkeit genug hatte, um mich wie ein Hund zu drehen und zu wenden, als ich so ausgezeichnete Beweise der Billigkeit erhielt. Pah! ich liebe diese Art des Empfanges nicht! Man denke nur an den höchsten Unsinn, eine Mörderin mit Blumen zu überschütten — wie sie es bei jener Mordscene thaten! Ich glaube, ich habe keine Anlage zum Lächerlichen — ich nehme Alles zu ernst; doch hätte ich nicht so gänzlich meine Individualität bei dieser idealen Auffassung verloren, so hätte ich mich selber und Sie zu Grunde gerichtet, indem ich bei dieser Thorheit laut aufgelacht! Was wollen sie damit sagen? Die wahre und gesunde Schätzung würde sich auf diese Weise nicht kund gegeben haben. Nein! wenn mein Spiel wirklich Billigung verdiente, so erhielt ich dieselbe nicht wirklich. All dieser Lärm war eine Posse — nichts weiter! Die wahre Billigung eines so düsteren Stücks und einer so entsetzlichen Rolle würde nicht so geräuschvoll gewesen sein und sich in Blumenregen zu erkennen gegeben haben! Auf jeden Fall will ich nicht kommen, wenn sie mich wieder herausrufen sollten — das ist gewiß. Zu meinem eigenen Vergnügen, so wie zu meinem eigenen Gefallen an der Kunst, so wie zu ihrer Unterhaltung will ich meine besten Fähigkeiten in den Rollen anwenden, wofür ich engagirt bin! Ja! buchstäblich und im wahren Sinne will ich das Versprechen halten — aber darüber hinaus will ich nicht gehen."

Dies war der stolze, verächtliche Geist, womit Magdalena die Zeugnisse der öffentlichen Gunst aufnahm. Zwei Jahre vorher hätte sie nicht so bitter und undankbar sein können. Der Grund lag darin, daß eine große Seele durch ein großes Unrecht zu Grunde gerichtet worden war. Jetzt sah sie sich selber und die Welt mit getrübtem Auge aus einem falschen Gesichtspunkte und als Gegnerinnen an.

„Ich bitte nicht um ihr Mitleid, um ihre Sympathie, ihre Liebe, ihre Bewunderung! Ich verlange nur einen Tausch für das, was ich biete!" sagte sie mit strenger Bitterkeit des Herzens.

So war ihr Debüt vorübergegangen.

Zehntes Kapitel.

Das tiefe Herz.

Es war natürlich und beklagenswerth, daß der Beruf, den Magdalena gewählt hatte — die besonderen Charaktere, die sie für ihre Darstellung bestimmt hatte — die Leidenschaften, Gemüthsbewegungen und Gesinnungen, die sie für den Augenblick als die ihrigen annahm, dazu dienen mußten, jenen Geist des Hasses und der Rache zu nähren, der vollständig ihr Herz in Besitz genommen hatte. Aber gerade darin, daß sie diese starken dämonischen Schöpfungen vorgezogen hatte und sie mit der größten Kraft darstellte, war sie der strengen und grausamen Einheit ihres eigenen Geistes und Vorsatzes treu.

Ja, bei allen ihren vielfachen Beschäftigungen und Unterhaltungen erinnerte sie sich beständig des bösen Vorsatzes ihrer Seele — bei allen oberflächlichen Aufregungen ihres Lebens, rollte der tiefe,

unsichtbare Strom ihrer Seele zu seinem endlichen Ziele weiter.

Sie hatte viele Anbeter und Bewerber. Unter den letzteren befand sich Einer, dessen Stellung ihn kaum zu dieser Auszeichnung berechtigte — es war der Signor Bastiennelli, ein Italiener und Director des Orchesters, den keine Kälte, Hochmuth oder Verachtung entmuthigen oder zurückschrecken konnte. Er widmete sich Magdalenen mit der entschlossensten Beharrlichkeit, doch mit einem Benehmen, welches so wunderbar hohe Achtung mit tiefer Neigung verband, daß sie es nicht übel nehmen konnte.

Magdalena beendete ein langes Engagement und dann eine Erneuerung desselben in Boston; dann trat sie eine Reise nach dem Süden an und gab in New-York, Philadelphia, Baltimore, Washington, Charleston und selbst in Neu-Orleans Gastrollen; doch vermied sie Richmond absichtlich auf diesem Wege. Signor Bastiennelli zeichnete sich dadurch aus, daß er den Inhabern des Theaters in Old Federal Street seinen Contract brach, Boston verließ und seinem Leitstern oder vielmehr seinem Kometen auf seinem Irrgange folgte. Um die Bilder zu beseitigen, müssen wir sagen, daß Signor Bastiennelli sich durch die Verfolgung des neuen Günstlings des Publicums sehr auffallend auszeichnete. Er reiste auf derselben Post und auf demselben Dampfboote, worauf sie sich befand, verweilte in denselben Städten, wo sie verweilte —

kehrte mit ihr in denselben Hotels ein und ging jeden Abend in's Theater, wenn sie spielte, wo er in der vordersten Reihe des Parterre saß, sich vorwärts lehnte, seine Ellenbogen auf die Knie und sein bärtiges Kinn auf seine Hände stützte, unter seinen dunklen und überhängenden Brauen hervorblickte und die Geliebte seines Herzens mit glühenden Blicken anstarrte, von dem Augenblick, wo sie die Breter betrat, bis sie abging; dann aber ließen alle seine Muskeln nach und er entfernte sich mit einem tiefen Seufzer.

Bei ihrer Rückkehr, noch immer von ihrem Trabanten Bastiennelli begleitet, verweilte Magdalena in Washington, um ein kurzes Engagement zu erfüllen. Eines Abends, als sie in ihrer eigenen Tragödie Gyges die Königin darstellte, wendeten sich Magdalenens Augen auf die Zuschauer und fielen auf Lord Cliffe, der gerade vor der Bühne in der Loge des britischen Gesandten saß.

Er hatte sie offenbar erkannt — ihre Augen begegneten einander — die seinigen voll Zärtlichkeit, die ihrigen strahlend! Hielt sie inne oder erbebte sie? Nein! ein mächtiger Impuls war ihrem Herzen gegeben und sie spielte ihre Rolle mit unvergleichlicher Kraft und Leidenschaft zu Ende, so daß das Haus in einen begeisterten Beifallssturm ausbrach.

Als die Vorstellung beendet und sie im Begriff war, durch die Bühnenthür zu ihrem Wagen zu gehen, der ihrer wartete, begegnete ihr Lord Cliffe!

„Magdalena! meine verlorene Geliebte!“ begann er mit voller und zärtlicher Stimme, indem er ihre Hand faßte.

„Halt!“ rief sie, ihm rasch ihre Hand entreißend und ihre Arme faltend, während ihr Gesicht sich verdüsterte und ihre Augen Feuer sprühten, indem sie in dem leisen und tiefen Tone des bitteren Hasses sagte: „Sie täuschen sich in mir — Ihre Anrede beweist es. Als wir uns trennten, verließ ich Sie unter einem falschen Eindruck. Sie setzten voraus, daß ich an Herz und Geist darniedergeschmettert und gebrochen sei — und ich war es! Aber Sie hielten mich für fügsam und unterwürfig, weil ich still war — und das war ich nicht; denn meine Stille war die Stille des betäubten Löwen — nicht die des Lammes. Ich stamme von jenem rothen Geschlecht, welches noch nie einen Freund verrieth, oder einem Verräther verzieh! Doch, da ich mich rächen, aber nicht verrätherisch handeln will, so konnte ich Sie nicht treffen, ohne Sie vorher zu warnen! Ich bin Ihre Todfeindin!“

Und indem sie ihm so gleichsam zur Herausforderung den Handschuh hinwarf, hüllte sie ihren Mantel um sich, ging an ihm vorüber, ehe er sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, und stieg in ihren Wagen, der sogleich abfuhr.

„Wahnsinnige!“ murmelte Lord Cliffe, als auch er die Nähe des Theaters verließ.

Magdalena kehrte in ihr Hotel zurück, wo sie in

ihrem Besuchzimmer Bastiennelli fand, um seinen Antrag zu erneuern. Magdalena hörte ihn günstiger und geduldiger an, als sie es je vorher gethan. Als er Alles, was er zu sagen hatte, mit der Beredtsamkeit, der Energie, dem Feuer und der Leidenschaft seines Stammes und Klima's mehrfach wiederholt hatte, sagte Magdalena zu ihm:

„Signor, verlassen Sie mich jetzt, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen morgen um diese Zeit eine Antwort ertheilen werde.“

Und er verließ sie voll Hoffnung.

Am nächsten Morgen erhob sie den Italiener in den siebenten Himmel des Glücks, indem sie ihm gestattete, sie in die Probe zu begleiten. Am Abend gestattete sie ihm wieder mit ihr in's Theater zu gehen und hinter den Coulissen auf sie zu warten. Am Ende des ersten Act's trat Magdalena auf die leere Bühne, die damals durch den Vorhang von dem Publicum getrennt war — und während die Leute die Coulissen im Hintergrunde veränderten, winkte sie dem Signor Bastiennelli, zu dem linken Eingange zu kommen, wo sie stand. Er kam an ihre Seite — erstaunt und erschrocken über den Ausdruck des strengen und unerbittlichen Entschlusses, der sich in ihrem Gesichte zeigte, als sie ihre Hand auf seinen Arm legte und ihn drückte, bis er zuckte, indem sie zugleich in leisem und tiefem Tone sagte:

„Sie sagen, Sie lieben mich?“

„Ja, Dame — beim heiligen Petrus!"

„Signor! für Jemand, den ich liebe, würde ich im Nothfall meine Seele auf's Spiel setzen. Wie viel würden Sie für eine Dame thun, die Sie lieben?" sagte sie, indem ihre Finger heftig seinen Arm drückten, ihre Augen sich auf die seinigen richteten und ihre Blicke tief in seine Seele sendeten.

„Stellen Sie mich auf die Probe, Dame!" sagte der Italiener mit tiefer Stimme.

Sie zog ihn in einen Winkel zwischen den Coulissen, wo sie selbst ungesehen das Auditorium überschauen konnten, und wieder seinen Arm drückend, deutete sie auf einen Herrn, der allein in der Loge des britischen Gesandten saß, und sagte:

„Sehen Sie jenen Mann?"

Die raschen und durchdringenden Augen des Italieners folgten ihrem Zeigefinger.

„Ja," sagte er in leisem Tone.

„Er ist ein sehr schöner Mann," sagte sie spottend.

Der Italiener blickte finster.

„Und sehr graziös, talentvoll und bezaubernd."

Der Italiener blickte noch finsterer.

„Ich liebte ihn einst, und für ihn würde ich mich in's Verderben gestürzt haben, hätte er —"

Der Italiener stutzte heftig zu Anfang des Satzes und stand jetzt da und sah ihn mit dem verzehrenden Feuer der Eifersucht und der Wuth in seinen Augen an.

„Hätte er sich treu gegen mich gezeigt. Aber er

war falsch gegen mich. Er gewann meine Hand durch eine Lüge in einer falschen Ehe. Hätte er das Verbrechen begangen, meinen Leib zu tödten, so würden die Gesetze des Landes sein Leben gefordert haben. Er hat die größere Grausamkeit begangen, das Leben meines Lebens zu vernichten — und die Gesetze haben keine angemessene Gerechtigkeit für mich. Wenn ich mich auf sie berufen wollte, würde ich zum Spott und Gelächter werden. Ich muß mich rächen. Ich stamme aus einem wilden Geschlecht, welches nie vergißt oder verzeiht! Ich habe eine Gelübde abgelegt, nie zu heirathen, so lange mein Todfeind lebt! Sie sind ein Italiener! Sie verstehen mich!"

„Beim heiligen Judas, Signorina! Sie fordern den Tod des Mannes um den Preis Ihrer Hand!" rief der Italiener erschrocken.

„Es ist das Opfer einer strengen Gerechtigkeit, welches ich fordere," sagte Magdalena.

„Dame! ich will Ihnen morgen Antwort geben," sagte der Italiener nach einer gedankenvollen Pause und in tiefem und bedeutungsvollem Tone.

Magdalena verließ ihn und ging hinaus, indem ihr Gesicht von dem unheimlichen Lichte eines finsteren Triumphes erleuchtet wurde.

* * *

Magdalena sah den Italiener nicht eher, als spät am folgenden Abend wieder. — Es war der letzte

Abend ihres Engagements in Washington, wo sie in der Rolle der Königin in der Tragödie Candaules erscheinen sollte. Als der Vorhang aufging, sah sie sich unter den Zuschauern ängstlich nach Lord Cliffe um. Das Stück wurde weiter gespielt und er kam noch immer nicht. — Der Vorhang fiel am Ende des ersten Acts und erhob sich zu Anfang des zweiten, aber noch war er immer nicht da. Endlich fiel der grüne Vorhang bei der letzten Scene des letzten Act's der Tragödie und Magdalena verließ das Theater in einem Zustande der lebhaften Aengstlichkeit. Die fortdauernde Abwesenheit des Italieners, so wie des Lord Cliffe erfüllte sie mit den entsetzlichsten Muthmaßungen. Sie glaubte es wäre an dem Tage eine ebenso vollständige Rache geschehen — eine ebenso schreckliche Tragödie im wirklichen Leben gespielt worden, wie an jenem Abend auf der Bühne vorgestellt wurde. Sie kehrte in düsterer Verstimmung, aber mit unterdrückter Aufregung in ihre Wohnung zurück. Sie ließ nach Signor Bastiennelli fragen und erhielt die Antwort, daß er seit dem vergangenen Abend nicht nach Hause gekommen. Sie ließ wieder sagen, sobald er zurückkehre, möge er sie in ihrem Zimmer besuchen; dann setzte sie sich fest, strenge und starr nieder, unterdrückte den Wahnsinn, der ihr Herz und Gehirn quälte, während ihre Seele schaudernd an der furchtbaren Grenzlinie schwankte, die den Vorsatz von der That, die Rache von der Reue trennt! Es schlug ein — zwei

Uhr, und der Italiener war noch nicht zurückgekehrt. In einer Stunde mußte sie Washington verlassen. Sie hatte ihren Platz auf der Post genommen, die um drei Uhr Washington verließ, um nach Baltimore zu fahren, wo sie am nächsten Abend auf dem ersten Theater erscheinen sollte. Aber sie vergaß ihre Verpflichtung und ihre baldige Abreise bei der unglücklichen Richtung ihrer Gedanken auf einen einzigen Gegenstand, und sie blieb in derselben starren Stellung des unterdrückten und beherrschten Wahnsinns, bis es ein Viertel auf Drei schlug und laut an ihre Thür geklopft wurde. Es war das Kammermädchen, welches ihr sagte, daß die Post vor der Thür halte, und die einen Hausknecht mitbrachte, um ihr Gepäck hinunter zu tragen. Nie in ihrem Leben hatte Magdalena eine Verbindlichkeit gebrochen, und bei ihrer gewohnten Gerechtigkeitsliebe beschloß sie auch diese nicht zu brechen, sondern abzureisen selbst ohne Bastiennelli wiederzusehen. Sie befahl dem Hausknechte, ihre Koffer hinunter zu tragen, und anscheinend mit völliger Ruhe aufstehend, legte sie ihre Reisekleider an und bereitete sich zu folgen, als ein rascher Fußtritt auf der Treppe gehört wurde und Bastiennelli in seiner beschmutzten Reisekleidung vor ihr stand.

„Um der heiligen Jungfrau willen, Signorina! einen Augenblick — kommen Sie!“

Und er führte sie hastig in das Besuchzimmer zurück.

„Nun, reden Sie!“ sagte Magdalena mit tiefer aber fester Stimme; „reden Sie schnell und kurz, denn ich habe wenig Zeit zu verlieren, da die Post in weniger als einer halben Stunde abfährt!“

Ja, obgleich die Vernunft auf ihrem Throne schwankte, erinnerte sich Magdalena doch, was sie zu thun hatte, beherrschte sich und sprach mit ruhiger, wenngleich strenger Stimme.

„Ich will es, Signorina!“ sagte der Italiener in aufgeregtem Tone, indem er zurücktrat, die Thür zumachte und an ihre Seite zurückkehrte.

„Was haben Sie mir zu sagen? Schnell!“

„Hören Sie! setzen Sie sich nieder!“ sagte er auf einen Stuhl deutend und selber auf einen anderen niedersinkend.

Sie ließ sich auf den angedeuteten Sitz nieder — er zog seinen Stuhl an ihre Seite, faßte ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, an sein Herz und sagte:

„Signora, die Rache für Ihr großes erlittenes Unrecht ist noch nicht vollführt und der Verräther noch unbestraft!“

Sie entriß ihm ihre Hand, warf einen unwilligen Blick auf ihn und rief:

„Und Sie kehren lebendig und unverletzt zu mir zurück, um es mir zu sagen!“

„Dame! hören Sie mich an! — Am letzten Abend schickte ich ihm eine Herausforderung!“

„Thor!“ murmelte Magdalena.

„Ich erhielt keine Antwort.“

„Natürlich nicht!“ sagte sie mit tiefer Verachtung.

„Diesen Morgen ging ich in seine Wohnung.“

„Blödsinniger!“

Des Italieners Gesicht verfinsterte sich.

„Nun, was weiter?“

„Er hatte sie verlassen — Niemand wußte, wohin er gegangen.“

„Gewiß — zuverlässig!“

„Es ist kaum nöthig, Ihnen zu sagen, da Sie sich so verächtlich und ungläubig stellen, daß ich nicht eher ruhte, bis ich erfuhr, wo er sich aufhielt und ihm funfzig Meilen weit folgte, wo ich den Betrug oder den Irrthum entdeckte, dessen Opfer ich gewesen und keine Zeit verlor, zu Ihnen zurückzueilen!“

„Feigling!“ rief Magdalena in erbittertem Tone, während ihr schönes Gesicht sich verdunkelte.

Der Italiener fuhr zusammen, blickte finster und griff unwillkürlich mit der Hand in seinen Busen, wo ein Dolch schimmerte; doch zog er schnell seine Hand zurück und glättete sein Gesicht, während er ruhig sagte:

„Dame, Sie wenden das Vorrecht Ihres Geschlechts an — hätte ein Mann dieses Wort ausgesprochen —“

„So würden Sie ihm großmüthig und vorsichtig reichlich Zeit und Raum gelassen haben, Ihrer verzehrenden Rache zu entfliehen. Nun hören Sie, Signor!“

„Madame, der Wagen wartet!“ rief ein Kellner an die Thür klopfend.

„Ja, ich komme. Hören Sie, Signor Bastiennelli! — Ich lasse nicht mit mir scherzen! kein Entschluß, keine Energie, keine Anstrengung, die keinen Erfolg hat, wird mir einen günstigen Blick oder ein Lächeln abgewinnen! Die Erfüllung der Gerechtigkeit ist, was ich haben will!“

„Der Wagen Madame!“ rief eine Stimme vom Fuß der Treppe.

„Ich komme! Leben Sie wohl, Bastiennelli!“

„Ich begleite Sie, Dame,“ sagte der Italiener, und mit ihr die Treppe hinuntergehend, führte er sie in den Wagen, schloß die Thür, sah dem Wagen nach, bis er ihm aus dem Gesichte war und kehrte zurück, um sich vorzubereiten, ihr am nächsten Tage zu folgen, und sagte:

„Ja, meine Königin! spiele nur die Despotin! aber ich besitze das, was Deine Unvorsichtigkeit mir gegeben! Ich weiß um Dein Geheimniß — Deine anerkannte, verbrecherische Absicht — und habe dadurch die Herrschaft über Dein Schicksal! Durch meine Leidenschaft würdest Du mich zu Deinem Sclaven — zu Deinem Werkzeuge gemacht haben! Durch Deine eigene Leidenschaft werde ich Dein Herr und der Beherrscher Deines Schicksals! Anstatt mir Fesseln an die Hände zu legen, hast Du mir eine Waffe in die Hand gegeben — anstatt mich als Sclaven an Dei-

nen Triumphwagen zu fesseln, hast Du mich bewaffnet und mit der Macht über Dein Leben versehen! sieh Dich vor!“

* * *

Während diese Verschwörung gegen sein Leben angesponnen wurde, verließ Lord Cliffe, unbewußt der Gefahr, am Schlusse der Vorstellung das Theater, kehrte in sein Hotel zurück, weckte seinen Diener aus seinem ersten Schlummer, ertheilte den Befehl, seine Pferde zu satteln, bestieg eins davon und verließ von seinem Diener auf dem anderen Pferde begleitet das Hotel und die Stadt in der Absicht, zwei Tagereisen in eine zu verwandeln, und nach der vorhergegangenen Bestimmung Prospect Hall noch an dem Abend zu erreichen.

Und dorthin, da wir jetzt der herzzerreißenden Wandelungen von Magdalena's schrecklichem Leben überdrüßig sind, dorthin, da es jetzt Frühling ist und das Land angenehm wird und die Gesellschaft Virginia's und selbst Bruin's und Gulliver's erfrischend ist — dorthin wollen wir ihm jetzt zu friedlicheren Scenen und besserer Gesellschaft vorangehen.

Elftes Kapitel.

Virginia und Helena.

Nachdem sie den Winter in Richmond zugebracht, kehrten der Richter Washington und seine Enkelin Virginia im Frühling nach Prospect Plains zurück. Aber ehe wir weitergehen, müssen wir kurz die wenigen Ereignisse der letzten drei Jahre von Virginia's Leben mittheilen — der drei Jahre, die wir in Magdalena's Gesellschaft zugebracht haben. Die plötzliche Trennung von Joseph Carey verursachte Virginien eine langwierige und schwere Krankheit, wodurch sie an Körper und Geist so geschwächt wurde, daß Veränderung der Luft und der Umgebung, so wie die Zurückgezogenheit ihr durchaus nothwendig war.

Daher führte der Richter Washington sie im folgenden Mai zu der sonnigen Insel, zu welchem Orte er Helene und Theodor Hervey einlud, um ihr Gesellschaft zu leisten. Hier widmete er alle seine Zeit und

Aufmerksamkeit der Wiederherstellung und Stärkung seines geliebten Kindes; und hier unterhielt er, so weit es die Umstände gestatteten, eine ununterbrochene Correspondenz mit Sir Clinton Carey in Europa und mit Joseph Carey in Indien.

Am Ende des Sommers wurde Virginia, resignirt aber nicht glücklich, von ihrem Großvater nach Prospect Plains zurückgeführt, um den Herbst dort zuzubringen und von dem Bischof confirmirt zu werden, denn bei all' seiner lebhaften Fürsorge und Zuneigung zu den Mitgliedern anderer Secten war er doch ein strenger Beobachter der Formen und Ceremonien seiner Kirche.

Hier aber wartete ihrer eine schwere Prüfung. Wie Magdalena vermuthet, hatten sie mehrmals an sie geschrieben, aber keine Antwort empfangen, und als sie sich dann an den Major Lincoln gewendet, von ihm die unerwartete Nachricht erhalten, daß sie sie schon vor zwei Monaten verlassen. Diese Nachricht überhäufte den Richter Washington und Virginia mit Kummer und Besorgniß. Der Richter Washington machte sich schwere Vorwürfe, daß er ihr gestattet, seinen Schutz zu verlassen; bitter beklagte Virginia ihre Kälte, Vernachlässigung und Vergessenheit, wodurch ihre Schwester ihr konnte entfremdet sein. Dies war die erste Wirkung ihres ersten Schreckens. Später sagte der Richter Washington, indem er die weinende Virginia liebkos'te:

„Unser einziger Fehler, den wir gegen Magdalena begangen, ist gewesen, sie seit mehreren Monaten aus den Augen verloren zu haben — wir dürfen die Zeit nicht mit eitlem Bedauern hinbringen, sondern müssen Alles thun, was wir können, um sie wieder aufzufinden.“

Demnach wurde jedes nur mögliche Mittel zu diesem Zwecke angewendet — aber wie der Leser bereits weiß, ohne Erfolg. Die Vorbereitung auf die bevorstehende feierliche Ceremonie der Confirmation, wodurch sie die christlichen Gelübde erneuern sollte, die ihre Pathen bei der Taufe abgelegt, nahm jetzt Virginia's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und indem sie ihre Gedanken auf einen erhabneren Gegenstand der Betrachtung richtete, wurde sie verhindert, auf schmerzliche Weise bei ihrem Kummer zu verweilen.

Sie brachten jenes Jahr in Prospect Plains zu.

Den nächsten Winter, welcher der dritte nach der Trennung ihres Familienkreises war, wollte der Richter mit seiner Enkelin in Richmond verleben, wo Sir Clinton Carey, jetzt Lord Cliffe, ebenfalls erwartet wurde.

Sie erreichten Richmond zu Anfang des December, und bald nachdem sie sich in ihrem Stadthause niedergelassen, kam Lord Cliffe zu ihnen, der eben von England herübergekommen.

War es nun, daß die Uebung vollkommen macht, und daß Lord Cliffe sich darauf verstand zu gewinnen,

zu fesseln und zu machen, daß Millionen Herzen wie eins schlagen; oder war es nur, daß Zeit, Studium und Umgang ihn vollkommen mit Virginia's Herz und Geist bekannt machten, indem er auf diese Weise lernte, sich ihrem Geschmack zu fügen, und sich ihrer Gunst zu empfehlen, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, daß es ihm durch seinen feinen Tact, durch seine bezaubernden Schmeicheleien, durch den Glanz seiner Talente und Unterhaltung, so wie durch die Grazie und den Zauber seines Benehmens gelang, nicht nur ihre natürliche und instinctmäßige Einsicht zu blenden und ihre vorgefaßten Begriffe von seinem Charakter zu überwinden, sondern selbst — und dies war ein höchst wichtiger Schritt zum Erfolge — eine zärtliche Reue in ihrem Busen zu erwecken, so hart und ungerecht in ihrer früheren Schätzung des Charakters eines so edlen und milden Mannes gewesen zu sein.

So verging der Winter und täglich gewann Lord Cliffe mehr Macht über das Herz unserer Ginnie.

Gerade als sie im Begriff waren, für den Frühling und Sommer nach Prospect Plains zurückzukehren, bat Lord Cliffe den Richter Washington um die Erlaubniß, mit Virginia über den Gegenstand, der ihn am nächsten am Herzen lag, reden zu dürfen.

Aber der Richter Washington ersuchte ihn, sich noch eine kleine Weile zu gedulden und Virginia's gewonnene Neigung nicht dadurch zu verlieren, daß er

sie durch ein übereiltes Geständniß erschrecke, daß er sie zu seiner Gattin wünsche.

So trennten sie sich um die Mitte des März — der Richter und Virginia verließen Richmond und gingen nach Prospect Plains und Lord Cliffe nach Washington in Geschäften, die ihn eine oder zwei Wochen dort zurückhielten; doch versprach er wenigstens bis zum ersten April wieder bei ihnen zu sein.

*   *
*

Der erste April war jetzt gekommen, und gegen Ende eines milden und heiteren Frühlingstages saßen Virginia Washington und Helene Hervey auf der oberen Piazza von Prospect Hall, abwechselnd arbeitend oder die Schönheit der Umgebung beachtend und sich in leisem und vertrautem Tone unterredend. In geringer Entfernung stand die schwarze Dienerin der Miß Washington.

Virginia war beschäftigt, einen feinen Mullkragen zu sticken, Helene strickte an einem Strumpfe von Lammwolle und das farbige Mädchen lehnte sich über die Brustwehr und beobachtete die Welschhühner, wie sie zu ihren Nestern in den Bäumen in der Nähe des Hauses aufflogen.

Es war ein heiterer, schöner Abend gewesen und ungewöhnlich warm für die frühe Jahreszeit. Die Sonne ging hinter dem Hause unter und stellte die Piazza und die darauf befindlichen Personen in den

tiefen Schatten, der sich lang und dunkel über die Terrasse und den Rasenplatz bis zu den Feldern erstreckte. Durch den Gegensatz zu der Dunkelheit wurde das helle Licht auf den grünen Feldern, die sich bis zu den dunklen Wassern der Chesapeakebucht erstreckten, noch mehr gehoben.

Man sehe nur die jungen Damen, wie sie in ehrerbietigem Schweigen die stille und schöne Scene betrachten!

Helene Hervey ist fast in jeder Hinsicht noch eben so, wie wir sie zuletzt gesehen — blaß, dunkel, mit hohlen Zügen, malerisch, geistreich.

In Virginia's Gestalt und Zügen, in ihrer Miene, ihrem Wesen und Ton ist eine große Veränderung vorgegangen. Ihre Augen haben etwas von ihrem strahlenden Glanze verloren; ihr Teint ist nicht mehr so blendend, ihre Stimme nicht mehr so heiter und freudig, ihr Wesen und Benehmen nicht mehr so jubelnd lebhaft, und dies scheint nicht so sehr die Wirkung des genährten Kummers oder der Krankheit als vielmehr der tieferen Gemüthsbewegungen und der ernsteren Gedanken. — Virginia hatte einige Minuten ihre Hände und ihre Arbeit auf ihrem Schooße ruhen lassen, indem sie müßig und gedankenvoll auf die Abendlandschaft hinausblickte, bis die scharfen Umrisse von Licht und Schatten sich bei dem Untergange der Sonne milderten und verschmolzen. Dann nahm sie

ihre Nadel und ihre Unterhaltung zu gleicher Zeit wieder auf und sagte:

„Und so willst Du Broke Shields wirklich den Abschied geben und ihn fortlassen? Wie seltsam, theuerste Helene! wie völlig unerklärlich!"

„Meinst Du?"

„Nun ja. Denke nur, Ihr waret Gespielen in Eurer Kindheit, wurdet in späteren Jahren mit einander unterrichtet und liebtet einander dann aufrichtig und innig. Eure ausschließliche, gegenseitige Neigung, Eure Beständigkeit und Treue sind zum Sprüchwort geworden, und Eure Verwandte von beiden Seiten, die völlig damit einverstanden sind, haben seit Jahren Eure Verheirathung erwartet; und doch weisest Du ihn zurück, läßt ihn sich entfernen und verwundest so Dein und sein Herz — denn Du liebst ihn noch immer, Helene! — Diese Thränen sagen mir, daß Du ihn liebst! warum weinst Du und giebst ihm doch den Abschied, der Dich so sehr liebt und der Deine Liebe so sehr verdient? Sage es mir, Helene!"

„Ich will es Dir sagen! sieh meine blassen Wangen und hohlen Augen an! betrachte meine Mattigkeit und Niedergeschlagenheit des Geistes, die weder durch zärtlichen Familienumgang noch durch christlichen Glauben und Hoffnung kann beseitigt werden!"

„Nun, theuerste Helene, ich sollte denken, die treue Liebe eines so edelherzigen jungen Mannes, wie Broke Shields, müßte das Alles beseitigen!"

„Ach! diese Mattigkeit und Niedergeschlagenheit kann das Vorhandensein einer verzehrenden Krankheit andeuten. Wenn dies so ist, oder während ein Zweifel daran obwaltet, darf ich nicht heirathen. Und wenn die Pflicht es auch nicht verböte, hege ich doch eine zu redliche Freundschaft für den lieben Broke, um die besten Jahre seines Mannesalters mit meinem dahinschwindenden Leben zu belästigen und zu verkümmern."

„Ach! aber er liebt Dich so! er liebt Dich so, daß er lieber bei Dir sein, und wenn es nöthig wäre, Dir Gesundheit, Leben und Stärke weihen möchte, um Dich Jahrelang in Deiner Schwäche und Ermattung aufrecht zu erhalten und zu trösten, als die Verbannung und Abwesenheit zu erdulden. Denke nur, wenn Broke krank wäre und Du gesund, würdest Du nicht lieber bei ihm sein in seiner Krankheit und seinem Kummer, als irgendwo anders."

„Es handelt sich nicht darum, was man lieber thun würde, sondern um das, was recht ist zu thun. Ich will mich nie verheirathen, so lange meine Gesundheit so schwankend ist."

„Liebe Helene," sagte Virginia, sie voll tiefer Zärtlichkeit ansehend, „rede nicht so traurig. Du sprichst zu ernst von dieser Sache. Du bist ja stärker, als ich, und ich hoffe und erwarte mit Zuversicht meine vollkommene Gesundheit und Stärke wieder zu erlangen. Mein Vater spricht davon, mich diesen Herbst

in das südliche Frankreich zu bringen. Du sollst uns begleiten, wenn Du willst und Deine Eltern sich überreden lassen, sich von Dir zu trennen. Mein Vater hat es sich in den Kopf gesetzt, daß Du uns begleiten sollst. Wenn nun die Seereise und die Veränderung des Klima's vortheilhaft auf mich wirkt, wie der Arzt es prophezeiht, warum sollte nicht dasselbe Mittel Dich völlig wieder herstellen?“

„Ich danke Dir und Deinem Großvater, theuerste Ginnie. Wie Du siehst, erstaune ich nicht über Dein freundliches Anerbieten. Keine Freundlichkeit von Dir oder Deinem Großvater überrascht mich im Geringsten. Ich bin Eure große Schuldnerin und muß es immer bleiben; aber ich denke, die Seereise und die Veränderung des Klima's werden mir nicht helfen. Die Aussicht, daß Du dadurch hergestellt werden wirst, liebe Ginnie, ist der größte Beweis, daß es mir nicht helfen wird. Wir sind von entgegengesetzter Constitution und Temperament, Ginnie, eben so entgegengesetzt, wie unsere Gesichtsfarbe und unser Haar es ist! — Ueberdies ist Deine Unpäßlichkeit verhältnißmäßig neu und vorübergehend. Ich bin von Kindheit auf gewesen, wie ich jetzt bin. Liebe Ginnie, ich habe Dir allein das Geheimniß mitgetheilt, warum ich Broke den Abschied gegeben. Bewahre mein Vertrauen! und nun laß uns von etwas Anderem reden. Magdalena — hast Du je von ihr gehört?“

„Ach nein. Jedes Mittel, welches wir zur Ent-

deckung ihres Aufenthalts oder ihres Schicksals angewendet, ist fehlgeschlagen! Dieser ruhelose, abenteuerliche Geist ist auf immer für uns verloren! Wenn wir irgend einen Fingerzeig über ihr Schicksal gefunden hätten, würden wir ihn verfolgt haben, bis er einst zu ihr geführt hätte, und wenn wir sie nicht hätten zurückbringen können, würden wir sie wenigstens vor vielem Unheil geschützt und ihr, so viel in unseren Kräften gestanden, ihre Lage erleichtert haben! O, wie sehr wünsche ich zu wissen, wo wir sie finden können!" sagte Virginia in traurigem Nachdenken verweilend, während ihre Arbeit wieder auf ihren Schooß sank und ihre Augen sich auf den leeren Raum richteten. Nach einiger Zeit nahm sie ihre Arbeit wieder auf und sagte: „Da wir doch von der lieben Magdalena sprechen — wie geht es Theodor, Helene? Der arme Theodor hat ihren Verlust tief empfunden. Wo ist er jetzt, Helene?"

„Ja, wo?" wiederholte Helene traurig und ernst, „wo? Er ist gegangen, um Magdalena aufzusuchen!"

„Gegangen, um Magdalena aufzusuchen! Er ist wahnsinnig! Wo erwartet er sie zu finden? Auf welche Weise betreibt er seine Nachsuchung?"

„Wenn er wahnsinnig ist, wie ich oft selber zu denken geneigt bin, so ist doch verwünscht viel Methode in seinem Wahnsinn. Kurz, er suchte reisender Agent für die fremde M ssionsgesellschaft zu werden und geht von einer Stadt und von einem Staate zum andern,

predigt, sammelt Beiträge ein und sieht sich, so weit es ohne Aufsehen geschehen kann, nach Magdalena um! Auf alle meine Ueberredungen — auf alle Gründe unserer Eltern antwortete er, möge auch ihre Lage sein, welche sie wolle, wenn seine Liebe und sein Leben sie retten und zurückbringen könne, so solle sie gerettet und zurückgebracht werden. Möge der Himmel ihn leiten und schützen! Aber da ist noch Einer, den Magdalena's Flucht fast wahnsinnig gemacht hat. Der arme, alte Adam Hawk! Ich habe ihn seit unserer Rückkehr nicht gesehen, aber Bruin sagt mir, daß er einige Tage zuvor, Haar und Bart noch ungeschoren nach seinem Gelübde, seine Heimath verlassen und fortgegangen, Niemand weiß wohin! Auch kann man seinen Zweck nicht errathen, es müßte denn sein, daß er, wie er Bruin angedeutet, ausgegangen, um den Spuren eines Mörders zu folgen, den er der Gerechtigkeit überliefern will!"

„Still," sagte Virginia blaß werdend und schaudernd. „Laß uns von etwas Anderem reden!"

„Liebe Ginnie, wir können hier nicht weiter von etwas Anderem reden, es wird dunkel und überdies ist es diesen Abend kalt — diese ersten Frühlingstage sind so trügerisch. Komm, laß uns hineingehen, Du bist zu zart um dieser Abendkälte Trotz zu bieten. Es ist unrecht von mir, es Dir zu gestatten. Komm!" sagte Helene aufstehend und ihre Strickerei zusammenrollend.

„Es war unrecht von mir für uns Beide, liebe Helene. Ueberdies wird Vater jetzt bald von Heathville zurückkehren und wir müssen im Wohnzimmer Feuer anzünden lassen, und Thee für ihn bereit halten. Der liebe Vater! wie füllt sich mein Herz mit Liebe und Ehrerbietung bei dem Gedanken an ihn, Helene! Welch' ein Führer und Beschützer ist er für mich gewesen, Helene! Ich glaube, die Liebe und Verehrung, die mein irdischer Vater mir eingeflößt, hätte mich schon allein zu dem Wunsche bewegen müssen, gut zu sein. Doch das erscheint vielleicht gottlos. Der Himmel verzeihe mir, wenn es so ist, aber ich meinte es nicht so. Dennoch kann ich nicht die Hälfte der innigen und aufrichtigen Neigung und Verehrung aussprechen, die ich für meinen Vater empfinde! Komm, Helene!"

Und die Mädchen gingen in's Haus.

Zwölftes Kapitel.

Das Wohnzimmer.

Dies war das Zimmer, welches beständig von der Familie benutzt wurde, wenn kein Besuch in der Halle war, und hier halfen die geschäftigen Hände der beiden liebevollen Mädchen die Abendmahlzeit bereiten und das Feuer anzünden. Bald flammte ein helles Feuer im Kamin, die Fensterladen wurden geschlossen und des Vaters Schlafrock über die Rücklehne des Lehnsessels im Kaminwinkel gelegt, seine Pantoffeln an den Kamin gestellt und der Theetisch in Bereitschaft gehalten. Die beiden Mädchen setzten sich auf das Sopha an der entgegengesetzten Seite des Kamins, hielten einander liebevoll mit ihren Armen umschlungen und sprachen in mildem Tone von den Gegenständen, wofür sie sich beiderseitig interessirten und erwarteten Vaters Rückkehr.

Dieses Zimmer war die Heimath der Heimath —

ein Ort von so lieblicher Sicherheit und lockender Ruhe, daß selbst die Katze, die große, schildkrötenähnliche Katze, ihre scherzenden Kätzchen mit hereinbringen und sich mit ihnen auf das Sopha niederlassen durfte, oder es ihnen gestatten konnte, im Zimmer umher zu rennen, wo sie gewiß waren, von Niemand belästigt zu werden, nicht einmal von dem großen, schwarzen Hunde, der auf dem Teppich ausgestreckt lag.

„Wohin ist der Richter diesen Nachmittag gegangen, Ginnie?“ fragte Helene, indem sie eins von den hübschesten Kätzchen auf ihren Schooß nahm und liebkos'te.

„Vater ist auf die Post gegangen; er war so unruhig und begierig wegen eines erwarteten Briefes, daß er sich entschloß, nicht so lange zu warten, bis der Bote hin und zurückgehen könne, sondern um sich mehrere Stunden der ungewissen Erwartung zu ersparen, und bereit zu sein seine Briefe selber in Empfang zu nehmen, sobald die Post ankommen würde.“

„Ich las im Federalist, daß heute eine fremde Post erwartet wird. Denkt er von Joseph Carey Nachricht zu erhalten?“

„Ach nein! wir haben fast seit einem Jahre nichts von Joseph gehört — ich weiß nicht —“

Ginnie hielt inne, denn die Gemüthsbewegung benahm ihr die Stimme.

„Ist es möglich! Es ist mir sehr leid,“ sagte Helene im Tone der lebhaftesten Theilnahme; „aber,

Virginia, die fremden Posten sind so unsicher und das Feld von Joseph's Arbeiten liegt so außerhalb der Grenzen der Civilisation, daß vielmehr Grund zu der Hoffnung vorhanden ist, daß seine Briefe verloren gegangen sind, als daß irgend eine Besorgniß wegen seiner Gesundheit oder wegen seines Lebens vorhanden sein sollte!"

„Ich weiß nicht," sagte Ginnie mit einer Anstrengung sich zu fassen. „Ich weiß nicht! Alles, was wir von Joseph gehört haben, beweist die begeisterte Anwendung jeder Fähigkeit der Seele und des Körpers — bei seinem höchst schwierigen Werke! Die letzte Nachricht, die wir von ihm erhielten, kam uns durch das Journal der fremden Missionsgesellschaft, welches uns durch eine Fügung der Vorsehung in die Hände fiel, wo sein Name ganz zufällig erwähnt wurde, und woraus wir erfuhren, daß er sich ganz allein und ohne Unterstützung unter einer Horde von feindlichen Heiden in Hinterindien befinde. Doch nicht allein: Gott ist immer bei den Seinigen!"

In diesem Augenblick hörte man einen schweren Fußtritt im Vorsaale, die Thür öffnete sich und der Richter Washington trat in das Wohnzimmer. Virginia und Helene standen Beide auf und gingen ihm entgegen. Er drückte Helenen die Hand und küßte Virginia's Stirn, und dann eilten Beide mit fürsorglicher Aufmerksamkeit, es ihm bequem zu machen.

Helene holte den Stiefelknecht, während Ginnie

ihm half, seinen Mantel auszuziehen, seinen Schlafrock anzulegen und sich in seinen Lehnsessel niederzusetzen.

Dann trug Ginnie den Mantel, Hut und Stock weg, um sie im Vorsaale anzuhängen, während Helene, die jetzt zurückkehrte, klingelte, damit der Thee gebracht werde.

Obgleich das Haus mit Dienern angefüllt war, fühlten sich die Mädchen doch immer glücklich, ihren zärtlichen Respect zu beweisen, indem sie diese kleinen persönlichen Gunstbezeugungen mit eigenen Händen verrichteten.

Der Thee war bald aufgetragen, und als der Richter sich ein wenig ausgeruht hatte, stand er auf und führte Virginia mit seinem gewohnten angenehmen Wesen zu ihrem Platze am Tische, und sie setzten sich alle nieder.

Als der Thee beseitigt und das Tischtuch weggenommen war, versammelten sie sich Alle wieder um den kleinen, runden Tisch am Feuer; die helle Lampe wurde zwischen sie gestellt, und Virginia hatte ihre Stickerei und Helene ihr Strickzeug zur Hand genommen, als Ginnie sagte:

„Lieber Großvater, Sie sehen diesen Abend sehr heiter aus! die Post hat Sie nicht getäuscht! Sie haben Briefe und gute Nachrichten!“

„Ja, Virginia, viele und gute Nachrichten!“

„Von Magdalena?“

„Nein, meine Liebe, nicht von ihr. Suche in

meiner Manteltasche, Virginia, und bringe das Paket mit den Briefen und Papieren, welches Du darin finden wirst."

Virginia beeilte sich zu gehorchen, und kehrte mit einem großen Bündel Papiere zurück. Der Richter nahm sie und breitete sie vor sich auf dem Tische aus, und während Helene und Virginia ihn ängstlich beobachteten, wählte er einen Brief unter der Anzahl aus und sagte:

„Nun, meine Lieben, ich wollte nicht eher, als nach dem Thee etwas von diesem Briefe sagen, denn ich wußte, daß Ihr dann keinen Appetit zu Eurem Abendessen haben würdet!"

„Doch während wir das Abendessen zu verdauen haben, verhungern wir fast aus Neugierde, den Inhalt dieses Briefes zu erfahren," sagte Ginnie mit einem Anfluge von ihrer früheren Lebhaftigkeit, denn mit ihren hellen Augen hatte sie bereits die liebe, bekannte Handschrift erkannt.

„Ich sehe, Du hast bereits entdeckt, daß dieser Brief von Joseph ist," sagte der Richter Washington. „So ist es; ich will ihn vorlesen."

Der Brief bewies, daß Helene Hervey's Vermuthung richtig war. Joseph hatte regelmäßig jeden Monat geschrieben, da er sich aber in einem abgelegenen Theile von Indien befand, hatte er sich häufig genöthigt gesehen, seine Briefe unbekannten und unzuverlässigen Boten anzuvertrauen. Er sagte, er sei oft

schon auf den Verdacht gekommen, daß alle seine Briefe von dort nicht an ihre Bestimmung gelangt wären. Durch fast unvergleichliche Anstrengungen, Entbehrungen und Mühseligkeiten war es ihm allein und ohne Unterstützung gelungen, in jener Wüste einen Weinberg des Herrn zu pflanzen, eine kleine christliche Kirche zu gründen, deren Prediger, und eine kleine Schule, deren Lehrer er war. Jede Fähigkeit seiner Seele und seines Körpers war thätig und angestrengt beschäftigt. Seine Gesundheit war nicht ganz so stark, wie sie es gewesen, aber das war ohne Zweifel der Veränderung des Klima's zuzuschreiben. Er mußte sich endlich an die dortige Atmosphäre gewöhnen, und dann mußte sich auch sein Befinden verbessern. Sein Brief schloß mit glühenden Ausdrücken der unerschütterlichen Liebe zu jenen theuren Freunden, die er zurückgelassen, und des Vertrauens auf Gott, der sie überwachen und sie endlich wieder vereinigen würde. Helenens und Virginia's Augen waren voll dankbarer Thränen.

Virginia's Hände waren wie zum Gebete gefaltet, und ihr ganzes Gesicht und ihr Wesen erglühte von solcher Gemüthsbewegung, daß der Richter eine Bemerkung darüber machte und sie ihm der Wahrheit gemäß darüber antwortete:

„O, Vater! mein Herz glüht von so viel Bewunderung, Freude und Bedauern. O, Vater!“ fuhr Ginnie fort, indem sie ihre beiden Hände fest an ihren Busen drückte, als wollte sie das Klopfen desselben



mäßigen, und mehr konnte sie nicht hervorbringen. Zu Helenen allein oder zu ihrem Großvater allein hätte sie offen reden können, aber eine neue und namenlose Bedenklichkeit — ein unbestimmtes Gefühl, welches sie nicht verstand, verhinderte sie zu Beiden zugleich zu reden; die Gedanken, die in ihrem Herzen glühten, machten es ihr unmöglich, das auszusprechen, was sie so stark und glühend empfand:

„Er ist allein, allein dort. O! warum, wenn ich doch so sehr wünsche zu gehen, wenn ich doch ein so großer Beistand und Trost für ihn sein könnte, wenn ich ihn so liebe und er meiner so sehr bedarf — warum kann ich nicht zu ihm gehen? O! dort zu sein, wo ich so sehr vermißt werde — in Joseph's einsamer Heimath zu sein — dort allein mit ihm und für nichts zu sorgen, als für ihn — nichts zu thun zu haben, als ihm beizustehen — mit Herz und Seele auf alle seine Arbeiten, Wünsche und Unternehmungen einzugehen — mit Joseph für die Menschen und für Gott thätig zu sein — bei unserer gegenseitigen Zärtlichkeit auf Erden, und den Himmel vor Augen — welch' ein Glück! welch' ein Glück! O, wenn es mir zu Theil würde! wenn ich im Stande wäre, es zu begreifen, und nicht im Stande, es zu verwirklichen! Joseph! Joseph! Meer und Land! Wogen und Gebirge trennen uns nicht so sehr, wie das Schicksal! Joseph, mein theurer Bruder Joseph!"

Dies war der unarticulirte Schrei ihres Herzens,

der ihre Worte erstickte, ihr Gesicht mit Erröthen übergoß und ihre Augen mit Thränen füllte, als der Blick ihres Großvaters auf sie fiel.

Aber bald erregte der Anblick des ehrwürdigen und traurigen Gesichts ihres Großvaters, sein silbernes Haar und seine gebeugte Gestalt eine gewisse reuevolle Zärtlichkeit in Ginnie. Sie trocknete ihre Thränen ab, lächelte, küßte seine Hände, sprang dann schnell auf, holte seine Pfeife und seinen Tabak herbei, stopfte ihm die Pfeife, zündete sie an und reichte sie ihm; dann setzte sie sich an seiner Seite auf ein Kissen nieder, legte ihre Hände auf sein Knie und blickte voll Verehrung und Liebe zu seinem Gesichte auf.

So saßen sie da, als sie die raschen Hufschläge von Pferden vernahmen, worauf Fußtritte auf der Freitreppe folgten, und das laute Klingeln der Hausthürglocke einen Besuch verkündete.

„Wer mag noch zu dieser späten Stunde kommen?" fragte Ginnie und Helene in einem Athem; aber ehe der Richter mit einer Vermuthung antworten konnte, trat ein Diener ein und meldete, daß Lord Cliffe angekommen sei und daß er ihn bereits in das Gesellschaftszimmer geführt habe.

„Es ist auffallend, daß er so spät kommt. Ist denn in jenem Zimmer geheizt?"

„Nein, mein Herr."

„So führe ihn hier herein — wenn die jungen Damen nichts dagegen haben, ihn in unserm Familien-

zimmer zu empfangen," sagte der Richter, den ersten Theil seiner Rede an den Diener und den zweiten an die Mädchen richtend.

„Gewiß nicht, Vater. Lassen Sie ihn hereinkommen, während ich gehe und das Abendessen bestelle, denn vermuthlich hat er noch nicht zu Abend gespeist."

„Thue es, meine Liebe, aber bleibe nicht lange aus, Virginia. Triff Deine Anordnungen und überlaß ihre Erfüllung Polly oder vielmehr Coral — und komm selber zurück, um Deinen Vetter Clinton willkommen zu heißen."

Virginia verließ das Zimmer und der Richter befahl dem Diener, Lord Cliffe hereinzuführen.

Der Richter Washington und Miß Hervey standen auf, um Lord Cliffe zu empfangen, als er mit seiner gewohnten hofmännischen Grazie in ihr Wohnzimmer eintrat. Er drückte dem Richter die Hand, erhob galant Helenens zarte Finger zu seinen Lippen und nahm dann auf dem Sopha an ihrer Seite Platz. Zur Erklärung seiner späten Ankunft benachrichtigte er dann seinen Wirth, daß ein Geschäft ihn einen Tag länger, als er erwartet, an dem Regierungssitze zurückgehalten habe. Da er beschlossen, sein Versprechen zu halten, am ersten April zu kommen, so sei er an jenem Morgen um drei Uhr von der Stadt Washington ausgeritten und den ganzen Tag fast nicht vom Pferde gekommen.

Der Richter sprach sein Bedauern wegen der gro-

ßen Anstrengung aus, als die Thür aufging und Virginia eintrat.

Ohne die geringste Ermüdung und selbst ohne seine gewohnte, würdevolle Nachlässigkeit sprang Lord Cliffe auf, eilte Virginien mit sehr unaristokratischer Lebhaftigkeit entgegen, zog mit dem Vorrechte eines Vetters oder eines Verlobten die Zitternde an seine Brust und drückte einen Kuß auf ihre erröthende Wange; dann führte er sie zu dem Sopha, ließ sie dort niedersitzen, nahm an ihrer Seite Platz und widmete ihr eine Weile seine ganze Aufmerksamkeit. Er lehnte die angebotenen Erfrischungen ab, indem er sagte, er habe in St. Leonard, wo er angehalten, um seine Kleider zu wechseln und seine Pferde ausruhen zu lassen, bereits zu Abend gespeist. Er stimmte indeß dem Rathe seines Wirthes bei, sich bald zur Ruhe zu begeben, da er beinahe hundert Meilen geritten, und nach seinem Vorgange trennte sich der Familienzirkel.

Indem Lord Cliffe dem Richter eine gute Nacht wünschte, bat er, ihn zu benachrichtigen, zu welcher Stunde es ihm am nächsten Tage bequem sei, ihn mit einer Privatunterredung zu begünstigen, worauf sich der Richter bereit zeigte, den Lord Cliffe gleich nach dem Frühstück in seiner Bibliothek zu empfangen. Diese Unterredung wurde mit leiser Stimme am Fuße der großen Treppe geführt, wo der Wirth und sein Gast sich für die Nacht trennten.

Dreizehntes Kapitel.

Des Mädchens Herz.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, während Helene sich auf ihrem Zimmer befand und die kleine Haushälterin Virginia die Befehle zur Mittagsmahlzeit ertheilte, suchte Lord Cliffe den Richter Washington in seiner Bibliothek auf.

Seine unerwartete Zusammenkunft mit Magdalena in den Vereinigten Staaten, so wie ihre Drohung übten eine Wirkung auf ihn, nicht ihn wegen seiner persönlichen Sicherheit zu beunruhigen, sondern ihn besorgt zu machen, wegen der hohen Achtung des Richter Washington und wegen der Zuneigung Virginia's. Er wünschte daher, seine Stellung durch eine baldige Heirath oder durch die Entfernung Virginiens und Magdalenens Nähe zu sichern. In dieser Absicht trat er in das Bibliothekzimmer des Richter Washington. Der alte Herr saß in einem großen, rothen Lehnsessel vor dem Feuer und neben ihm stand ein Tisch mit einer grünen Decke, worauf sich Bücher, Papiere und Schreibmaterialien befanden. An der entgegengesetzten Seite des Tisches stand ein ähnlicher leerer Stuhl, Er stand auf, empfing Lord Cliffe mit großer Höflichkeit und deutete auf den leeren Sitz, welchen der letztere einnahm. — Mit stattlicher und

graziöser Miene entschuldigte sich Lord Cliffe wieder, daß er so bald den Gegenstand eröffne, der erst kürzlich in Richmond zwischen ihnen verabredet worden und bat um die Erlaubniß aus Gründen, die er zu erklären sich erlauben werde, seinen Antrag zu erneuern und um eine Entscheidung anzuhalten.

Der Richter Washington sah traurig und ernst aus, doch er verbeugte sich und bat ihn fortzufahren.

Darauf benachrichtigte ihn Lord Cliffe, daß ein Geschäft von der äußersten Wichtigkeit ihn sogleich nach England rufe und ihn dort mehrere Monate zurückhalten werde; der Gedanke, seine Verlobte, die sein Alles sei, dort zurückzulassen, wäre über alle Maßen schmerzlich für ihn. Ihr bereits halb gewonnenes Vertrauen und ihre Zuneigung möchten während seiner längeren Abwesenheit gänzlich verloren gehen. Endlich bat er den Richter Washington, als eine Gunst und ein Recht, um die Erlaubniß, mit Virginien von seiner Liebe reden und um ihre Hand anhalten zu dürfen.

Der alte Herr stützte seinen Kopf auf die Hand und blieb einige Minuten in schweigendem Nachdenken sitzen, während Lord Cliffe unruhig seine Antwort erwartete. Endlich sagte er in ernstem Tone:

„Ich weiß und fühle, daß ich alt bin und Leben und Gesundheit sind von ungewisser Dauer. Wenn ich sterbe und meine Enkelin unverheirathet zurücklasse, so ist sie unbeschützt. Ich habe mit dieser Sache vielleicht lange genug gezögert. Virginia ist neunzehn Jahre alt. Wenn ich aber ihr Verlöbniß aufgeschoben habe, Lord Cliffe, so ist es, wie Sie wissen, nicht aus Abneigung geschehen, mein Versprechen und die Wünsche des Obersten Carey zu erfüllen. Aus dem lebhaftesten Interesse für Virginia's Glück in Verbindung mit dem Ihrigen wünschte ich, daß Sie den er-

sten Platz in ihrer Neigung einnehmen möchten, ehe Sie ihre Hand erhielten." Es lag ein Nachdruck in dieser letzten Bemerkung, welche Lord Cliffe veranlaßte, mit großer Aengstlichkeit aufzublicken. „Virginia hat eine lebhafte Achtung für Sie, Clinton," fuhr der Richter Washington fort, „aber sie liebt Sie nicht, wie ich wünschen könnte, daß sie ihren Gatten lieben möchte — wie Sie, wenn Sie des Glücks wegen heirathen, wünschen müssen, daß Ihre Gattin Sie lieben möge."

„Sie deuten klar genug an, daß ich nicht so glücklich bin, den ersten Platz in Miß Washington's Achtung einzunehmen — ist außer Ihnen noch ein Anderer so begünstigt?"

„Ja — mehr als Sie — mehr als mich, mehr als irgend Jemand auf Erden, liebt Virginia ihren Adoptivbruder Joseph Carey!" Lord Cliffe stand auf und ging langsam und gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Zurückkehrend nahm er seinen Sitz wieder ein und sah dem Richter Washington fragend in's Gesicht, welcher auf den stillen und traurigen Blick antwortete:

„Lassen Sie sich nicht im Geringsten durch diese Ankündigung beunruhigen. Ich sprach davon, um jedes nutzlose Mißverständniß oder jede Aengstlichkeit zu verhindern. Virginia achtet und liebt Joseph Carey vor allen Anderen — aber es ist die Achtung eines reinen Herzens für ein edles — die aufrichtige Liebe einer einzigen Schwester für einen einzigen Bruder — denn dies ist von Kindheit an ihr Verhältniß gewesen. Sie liebt Sie auf dieselbe Weise, aber im geringeren Grade. Jene größte, stärkste, wärmste Liebe — jene herrschende Liebe ist Virginia's Herzen nie eingeflößt worden."

Lord Cliffe's Gesicht klärte sich auf, indem er sagte:

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, denn weit entfernt, eine mürrische Unruhe wegen dieses Gegenstandes zu hegen, verstehe ich die Sache vollkommen und erwarte nur Ihre Erlaubniß, um Virginia's Hand anhalten zu dürfen."

„Sie haben sie, Clinton, und möge der Himmel Ihre Bewerbung begünstigen und Ihre Liebe segnen, wie Sie es verdienen!"

„Ich habe die Ehre Ihrer Wünsche auf meiner Seite; soll ich auch Ihre Fürsprache bei Virginia haben?"

„Gewiß, Clinton, so weit der Ausdruck meines lebhaften Wunsches geht, soll Ihnen meine Fürsprache bei meinem Kinde zu Theil werden, doch werde ich ihr dann die volle Freiheit zu handeln lassen."

So endete die Unterredung.

Lord Cliffe verneigte und entfernte sich aus der Bibliothek; der Richter Washington zog die Klingel an und rief einen Diener herbei, den er mit einer Botschaft an Virginia abschickte. Virginia gehorchte augenblicklich der Aufforderung und kam gerade wie sie war zu ihrem Großvater — wie sie gerade gekleidet war, als der Bote ihr zwischen dem Fleischhause und der Küche begegnete, mit ihrem baumwollenen Sonnenhute, ihren Handschuhen von Schafleder, ihrer Morgenschürze und ihrem kleinen Schlüsselkorbe.

„Komm, mein Kind," sagte ihr Großvater, seine Hand ausstreckend; und als sie näher trat, zog er sie zu sich und sah ihr mit ernster Zärtlichkeit in's Gesicht, als er ihr den Hut und den kleinen Korb abnahm, einen Stuhl für sie an seine Seite stellte, dann wieder ihre Hand faßte und ernsthaft sagte:

„Virginia, wie gefällt Dir Dein Vetter Lord Cliffe?"

„Anfangs gefiel er mir nicht, Vater, aber seitdem ich ihn besser kenne, gefällt er mir jeden Tag mehr und mehr.“

„Das ist gut — sehr gut — möge Deine Neigung zu ihm beständig zunehmen. Virginia, Dein Großvater ist ein alter Mann.“

„O, lieber Vater!“

„Ich kann nicht erwarten, lange zu leben — nicht viele Jahre — vielleicht nicht viele Monate, Virginia!“

„Lieber Vater!“

„Wenn ich sterben sollte, bliebest Du ganz unbeschützt zurück — allen Schlingen und Gefahren ausgesetzt, die eine junge und schöne Erbin bedrohen. Weine nicht, Virginia, sondern höre mich an. Der Gedanke, Virginia — der Gedanke, Dich ungeschützt zurückzulassen, macht mein Leben traurig und würde mir auch meinen Tod schwer machen!“

Er hielt inne und sah sie an. Sie trocknete ihre Augen und entgegnete:

„Nehmen Sie sich das nicht zu Herzen, theuerster Vater. Ich bin freilich jung und unerfahren, aber ich bin nicht thöricht, eitel oder feigherzig. Wenn Gott es nach seiner Weisheit für gut halten sollte, mich mit einer solchen Trübsal, wie Ihr Tod, heimzusuchen, theuerster Vater, so will ich Ihnen sagen, was ich thun will, damit Sie meinetwegen keine Furcht haben dürfen!“

„Nun, Virginia?“

„Wenn Gott mich stärken sollte, die Prüfung zu überstehen, so würde das Erste sein, was ich thäte, an Joseph zu schreiben, zu mir zu kommen, und dann würde ich zu Mr. Hervey gehen und mich unter den Schutz seiner Familie stellen, bis Joseph ankommen könnte.“

„Und dann, Virginia?" fragte der Richter mit offenbarer Aengstlichkeit.

„Und dann — nun, dann — dann — was Joseph will!" sagte sie, die Ecke ihrer Schürze zusammenfaltend, während ihre Stirn roth wurde.

Beide schwiegen, bis ein tiefer Seufzer des Richter Washington Virginia aufzublicken veranlaßte.

„Lieber Vater," sagte sie, „Sie seufzen — weshalb? — kann ich etwas für Sie thun?"

„Ja, Virginia!"

„Was denn, lieber Vater? Sagen Sie es mir."

„Willst Du es thun, Virginia?"

„Ob ich thun will, was mein Vater wünscht? O, Vater, wann handelte Ginnie jemals anders?"

„Versprich mir, Virginia, zu thun, was ich wünsche."

„Ich verspreche es, lieber Vater! — natürlich verspreche ich es — obgleich keine Versprechungen mich fester binden können, als die Pflicht es schon jetzt thut!"

„Virginia! indem Du meinen Rath in einer Angelegenheit befolgst, wovon ich mit Dir zu sprechen im Begriff bin, wirst Du meine späteren Tage von einer großen Besorgniß befreien!"

„O! reden Sie! und sagen Sie mir, was es ist, lieber Vater! Natürlich will ich es thun! Kann irgend Jemand daran zweifeln?"

„So höre denn, Virginia — ich wünsche Dich verheirathet zu sehen, ehe ich sterbe!" sagte er, sie mit lebhafter Zärtlichkeit ansehend. Zu seiner Ueberraschung erhellte sich ihr Gesicht anfangs von lebhafter Freude und wurde dann plötzlich von verschämten Erröthen übergossen, indem sie ihre Augen auf den Teppich sinken ließ. „Kannst Du errathen, wen ich zu Deinem Gatten auserwählt habe, Virginia?" Wieder zeigte sich das Lächeln und Erröthen, und Freude

und Verschämtheit stritten in dem Busen des Mädchens und auf ihrem gesenkten Gesichte. „Rede, Virginia! sage mir, weißt Du den Namen dessen, der Dich allen anderen Frauenzimmern vorzieht und den ich allen Männern vorziehe, um ihm die Hand meines Kindes zu schenken? Ah! weißt Du seinen Namen, Virginia?“ sagte er, indem er sich zu ihr neigte, um den fast unhörbaren Laut ihrer lächelnden Lippen zu vernehmen — und er hörte sie mit liebevoller Stimme flüstern:

„Joseph Carey!“

Der Richter Washington zog sich zurück, veränderte sein Gesicht, seufzte noch tiefer, als vorher und sagte:

„Nein, meine Liebe! nein, Virginia! — Ich dachte nie an ihn in dieser Weise! ich konnte nie in dieser Weise an ihn denken! Er ist ein sehr schätzbarer, junger Mann, aber er ist Dein Bruder! laß es ihn immer bleiben! Schwestern heirathen nicht ihre Brüder. Nein, Virginia! ihn meinte ich offenbar nicht! Du darfst nicht daran denken! wie konnte es Dir überhaupt auch einfallen? Machte Dir Joseph je einen solchen Vorschlag?“

„Nein, Vater, niemals,“ sagte Ginnie in leisem und bebendem Tone, ihre geröthete Stirn zwischen ihren niederhängenden Locken noch gesenkt; „nie — aber als Sie mit solcher Billigung von einem Manne sprachen, den Sie allen Anderen vorzögen, da dachte ich natürlich, lieber Vater, daß Sie den meinten, der vor allen Anderen einen solchen Vorzug verdient — nämlich meinen Bruder Joseph! — das war Alles! — verzeihen Sie mir!“

Und Ginnie drehte ihre Schürze bis an ihren Gürtel zusammen.

„Virginia, mein Liebling, Du fragst nicht, wen ich dann meine!“

„Weil mir nicht viel daran liegt, lieber Vater, da es nicht Joseph ist. Ach! verzeihen Sie mir — ich weiß nicht, was ich rede! Ich wollte Ihnen nicht so antworten, Vater. Sagen Sie mir also wen —"

Sie hielt zitternd inne.

„Es ist in jeder Hinsicht eine höchst passende Partie für Dich, mein liebes Kind. Ich meine Deinen Vetter Clinton — Lord Cliffe!"

Virginia's Farbe verschwand und sie blieb schweigend sitzen.

„Was hast Du dazu zu sagen, mein liebes Kind?"

„Nichts weiter, als daß ich gehofft hätte, mein ganzes Leben unter den Freunden meiner Kindheit und in der Heimath meiner Kindheit zuzubringen — mit Ihnen, mit Magdalena und Joseph in Prospect Plains zu leben und zu sterben!"

„Das ist eine Gunst, die nur wenige junge Leute vom Schicksal erhalten und noch wenigere wünschen! Der junge Vogel muß sein Nest verlassen, Virginia! Höre, meine Liebe, Du wirst Deinem alten Vater Frieden verschaffen, wenn Du seine Wünsche erfüllst. Du mußt Lord Cliffe's Antrag günstig aufnehmen."

„Ich gab Ihnen mein Versprechen! Ja, Vater!"

Und Virginia brach in Thränen aus. Er ließ sie weinen, ohne ihr Vorwürfe zu machen, zog sie dann an seine Brust, küßte sie und schickte sie fort, um sich umzukleiden. Virginia kam an der Mittagstafel mit Lord Cliffe zusammen und das bewußte Blut stieg in ihr Gesicht. Den ganzen Tag wich sie ihm aus, so weit es ohne Unfreundlichkeit geschehen konnte. Bei ihrer zufälligen Begegnung wurde ihr Gesicht roth und blaß, ihre Glieder zitterten und ihre Stimme bebte — so tödtlich war ihre Furcht vor der versprochenen Unterredung mit ihm. Und wie sehr

glich diese Furcht der Verschämtheit der jungfräulichen Liebe, so daß ihr Liebhaber selber beinahe dadurch getäuscht worden wäre.

Spät am Nachmittage, als die Sonne durch die rothen Vorhänge des getäfelten Besuchzimmers schien und röthlich auf das Sopha unter dem Fenster fiel, wo sie saßen, fand Lord Cliffe eine Gelegenheit, seine Liebe zu erklären und mit aller Beredtsamkeit der Leidenschaft und des Genies die Bitte vorzutragen, ihn mit dem Versprechen ihrer Hand zu beglücken. Endlich gab sie ihm dieses Versprechen und bat nur, nicht eher weiter etwas davon zu erwähnen, als bis sie von ihrer Reise nach Europa zurückgekehrt wären.

Endlich stand sie auf und bat um die Erlaubniß, sich auf ihr Zimmer begeben zu dürfen, um sich zu fassen. Lord Cliffe stand auf und mit seiner gewohnten, anmuthigen und rücksichtsvollen Galanterie faßte er ihre Hand, führte sie zur Thür, öffnete dieselbe und hielt sie offen, bis sie hinausgegangen war.

Und Virginia begab sich auf ihr Zimmer.

Sie war ihrem Vater gehorsam gewesen. Sie glaubte ihre Pflicht gethan zu haben. Doch ihr Herz war voll Unruhe — voll zärtlicher, reuevoller Erinnerung an Joseph, an seine Liebe, seine Einsamkeit — und voll von einem Gefühl der Ungerechtigkeit gegen Lord Cliffe und des Mißbrauchs seines Vertrauens.

Voll Kummer ließ sie sich an der Seite ihres Bettes auf ihre Kniee nieder — verbarg ihren Kopf in den weichen Kissen — weinte und betete, daß Gott ihren Bruder Joseph segnen und ihr einen klaren Blick gewähren möge, ihre Pflicht zu erkennen und ihr Herz stärken wolle, um sie zu erfüllen.

Sie stand auf, und wenigstens Eins war ihrem Geiste klar geworden, nämlich, daß sie in einer so wich-

tigen Sache kein Geheimniß vor Lord Cliffe haben dürfe. Nein! so schmerzlich es auch sein mußte, wollte sie ihm ihr Herz entschleiern. Er befand sich noch in dem getäfelten Besuchzimmer — sie wollte jetzt zu ihm gehen, während sie ein wenig Stärke und Muth hatte.

Ohne sich Zeit zu lassen, ihr zerdrücktes Kleid zu ordnen oder ihr verwirrtes Haar zu glätten — ohne ihm Geringsten daran zu denken, eilte sie leise die Treppe hinunter und öffnete unbemerkt die Thür des Besuchzimmers. Sie blieb furchtsam stehen und blickte hinein.

Er war noch da und saß auf dem Sopha unter dem rothen Lichte des Fensters und blickte starr ein Miniaturbild an, welches er in der Hand hielt, und seine Stellung war sehr kummervoll. Bei dem hellen Lichte konnte sie sein Gesicht nicht sehen, aber sie dachte mit zärtlichem Vorwurf:

„Auch er hat seinen Kummer! welchen Kummer er wohl haben mag? Haben denn alle Menschen Kummer? Und kann ich zu der Summe des seinigen den grausamsten hinzufügen, nämlich eine falsche und täuschende Braut? Nein, ungeachtet meiner Furcht und meines Schwankens will ich zu ihm hineingehen und es ihm sagen.“

Und diese ganze Zeit über blickte er das Miniaturbild an und seine Hand fuhr mit unruhiger Geberde über seine Stirn. Virginia schloß die Thür hinter sich und näherte sich ihm zitternd. Er blickte auf, bemerkte sie und stand auf. Zärtlich und respectvoll ihre Hand fassend, führte er sie zu dem Sopha, ließ sie niedersitzen und nahm an ihrer Seite Platz, ehe er die Kapsel des Miniaturbildes bedächtig wieder schloß und es in seinen Busen steckte. Dann wendete

er seine ganze Aufmerksamkeit zu ihr. Sie erröthete lebhaft und Thränen schimmerten an ihren Augenwimpern, während sie mit leiser, bebender Stimme und mit abgewendetem Gesichte sagte:

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Lord Cliffe, was ich Ihnen durchaus sagen muß — aber es ist sehr schmerzlich für mich, es auszusprechen."

Sie hielt inne und ihr Gesicht röthete sich.

„Das Sonnenlicht ist zu hell und blendend hier," sagte Lord Cliffe, stand auf, schloß die Jalousieladen, ließ die rothen Fenstervorhänge herunter und setzte sich wieder zu Virginia. Dann umschlang er sie sanft mit der einen Hand, ließ ihr Gesicht an seiner Schulter ruhen, neigte sich über sie, strich zärtlich das feuchte, blasse Haar aus ihrer noch blässeren Stirn, und sagte mit besänftigender Stimme: „Sagen Sie es mir jetzt, Virginia! Es ist nichts in ihrem unschuldigen Herzen, was nicht furchtlos ausgesprochen werden dürfte. Reden Sie, meine Liebe. Flüstern Sie so leise wie Sie wollen, ich werde Ihre Meinung verstehen oder errathen."

Und ihr Gesicht an seiner Brust verbergend, begann sie in leisem, lieblichem, fast unartikulirtem Tone zu reden, gleich dem fernen Rauschen der Blätter des Waldes:

„Ehe Sie mich heirathen, sollten Sie wissen, daß ich meinen Bruder Joseph mehr als irgend Jemand auf der weiten Welt liebe! Wenn Vater es gewollt und Joseph es gewollt — würde ich lieber mein ganzes mit ihm zugebracht haben, als mit irgend sonst Jemand auf der Erde — ich hätte lieber seine noch so bescheidene Heimath oder sein noch so hartes Schicksal getheilt — als sein Weib oder seine Schwester, einerlei als was — wie Joseph es gewollt — als in dem

prächtigsten Palaste zu leben und das glänzendste Geschick auf der Erde zu theilen! Ich kann es nicht fühlen in meinem Herzen, daß es unrecht ist, Joseph zu lieben! Es ist mir, als wenn es unrecht wäre, ihn nicht zu lieben, selbst wenn ich anders könnte! Aber ich kann es nicht. Ich fühle, daß ich meinen lieben Bruder beständig mehr lieben werde, als irgend sonst Jemand auf der Erde. Aber ich fühle, daß Sie dies wissen müssen, und ich fürchte, daß es nicht recht für mich ist zu heirathen; doch mein Vater, der dies Alles weiß, der weise und gut ist, und der die Verfügung über mein Schicksal hat, giebt mich Ihnen! So, Mylord, jetzt habe ich Ihnen das Heiligthum meines Herzens entschleiert! Ich bin die Ihre durch den Willen meines Vaters und durch mein eigenes Versprechen. Thun Sie mit mir, wie Sie wollen — weisen Sie mich zurück oder nehmen Sie mich an!"

Und sie bewegte sich, als wollte sie sich seinen Armen entziehen, aber er drückte sie fester an sich, neigte sich über sie, trennte ihr goldenes Haar, drückte seine Lippen auf ihre reine Stirn und sagte in leisen und musikalischen Tönen:

„Ich will Sie nicht nehmen — nein! so sehr mein Herz sich zu Ihnen neigt — ich will Sie nicht nehmen als das Geschenk eines Anderen, sondern nur als Ihre eigene, freie Gabe, Virginia! Aber lieben Sie mich denn nicht ein wenig?"

„O! gar sehr, gar sehr liebe ich Sie — als meinen Vetter — und noch viel mehr, weil ich so ungerecht gegen Sie war. Aber sehen Sie! wenn ich am meisten Ihren Edelmuth, Ihre Milde und Güte empfinde — da wünsche ich gerade am meisten Joseph zu sehen! Ich wünsche ihm zu sagen, wie sehr ich Sie achte — weil, sehen Sie, keine Regung, so glück-

lich und heiter sie auch sein mag, vollkommen ist, ohne Joseph's Theilnahme. Aber o! Lord Cliffe! so sehr ich Sie achte —"

Sie brach in Thränen aus und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, als wenn es die ihres Vaters gewesen wäre.

Er ließ sie ungehindert weinen, liebkos'te sie sanft und zärtlich, und als sie sich gefaßt hatte, sagte er in leisem Geflüster:

„Sie sollen nicht eher aufgefordert werden, Ihr Versprechen zu erfüllen, als bis ich Ihr Herz gewonnen habe. Ohne Joseph weniger zu lieben, sollen Sie mich mehr lieben — mit einer vollkommenen Liebe, wovon Sie noch nie geträumt. Nun erzählen Sie mir von Ihrem Bruder Joseph. Erzählen Sie mir unbefangen von Ihrer Kindheit und Jugend. Ich fühle auch, daß ich Joseph lieben werde um seiner lieben Schwester willen; und wenn ich Ihre Liebe und Ihre Hand gewonnen habe, soll die Wohlfahrt Ihres Bruders meine erste Sorge sein."

So gewann er ihr Vertrauen.

„Sie sind so gut! so gut!" sagte sie, seine Hand drückend; „möge der Himmel Sie segnen, wie Sie es verdienen."

Nach einer Weile sagte er mit auffallendem und traurigem Lächeln:

„Virginia, Sie sehen, wie ich ein Miniaturbild in meinen Busen steckte."

„Ja, Clinton."

„Auch ich habe eine Schwester meines Herzens. Das war das Portrait eines jungen Wesens, welches ich einst leidenschaftlich liebte — welcher ich noch jetzt mit reiner Liebe zugethan bin, und die ich bis an das Ende meines Lebens lieben muß."

Virginia blickte ihn lebhaft und ängstlich an, denn sie empfand jetzt eine seltsame und tiefe Sympathie für ihn, wie sie noch nie vorher gefühlt. Sie erwartete, daß er ihr den Namen sagen und das Portrait dieser Geliebten zeigen werde, aber er that es nicht und sagte nur mit einem tiefen Seufzer:

„Virginia! wenn je im späteren Leben diese meine Schwester Ihnen in den Weg tritt oder Ihnen Unruhe verursacht, so denken Sie an Ihren Bruder und verzeihen mir! Und doch, mein reiner Engel, wie verschieden ist das Verhältniß! Gehen Sie jetzt, liebe Virginia! auch ich bedarf der Einsamkeit, um mich zu fassen!“

Und so entließ er sie.

* *
*

Am nächsten Morgen wurde es in einer Unterredung zwischen Lord Cliffe und dem Richter Washington festgesetzt, die Reise der Familie zu beschleunigen, damit der Erstere, dessen Geschäft die schleunige Abreise forderte, sie begleiten könne. Es wurde auch festgesetzt, daß die ganze Gesellschaft zuerst nach England gehen und während der wenigen Wochen, welche nöthig waren, um Lord Cliffe's Angelegenheiten zu ordnen, dort bleiben und dann in seiner Begleitung die Reise durch das Festland antreten sollte. Die Trauung sollte erst bei ihrer Rückkehr in Virginien stattfinden.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.